This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

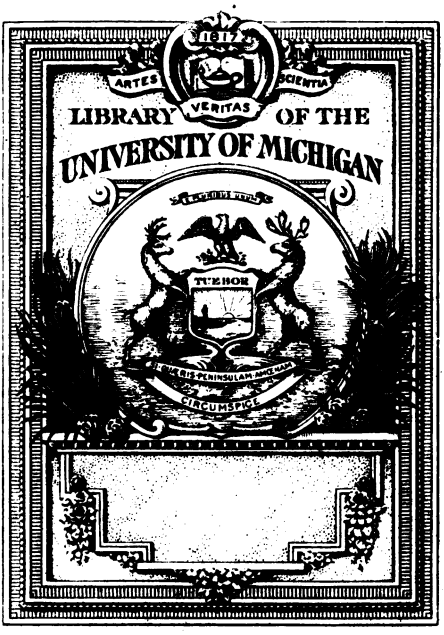
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

6,766
Rudolf Lucks
Mehr Goethe


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
STATCUMSPICE

Mi

838
G60
H88
1899

Früher erſchienen von demſelben Autor:

Aus dem Tagebuch eines Höhlenmolchs.
Dritte Auflage
Leipzig, Verlag von H. Haeſſel, 1899.
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Was liegt denn dran? Heitere Lebensbilder.
Leipzig, Verlag von H. Haeſſel, 1898.
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

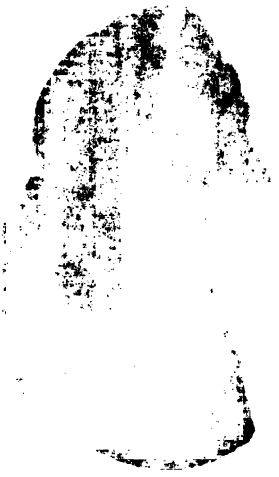
UNIV. OF MICH.

Rudolf Huch,

Mehr Goethe

Zweites bis [illegible] Tausend

Leipzig und Berlin S.W., [illegible]
bei Georg Heinrich [illegible]
Ende 1899



Rudolf Huch,

Mehr Goethe

Zweites bis viertes Tauſend

Leipzig und Berlin S.W., Bernburgerſtr. 3
bei Georg Heinrich Meyer
Ende 1899

Goethe
Stechert
12-31-41
44598

Inhalt

	Seite
Prolog	9
Edler Luxus	11
Perſpektiviſch	13
Theaterhiſtorie	15
Lebensquell	17
Spitzen der Bildung	18
Roms Eroberung durch die Griechen, wiederholt ums Jahr 1900	21
Eine Dämmerung	23
Der große Moment	27
Geſchlechts-Größenwahnſinn	31
Wächſt er nun heraus	36
Immo, tu es scolaris	40
Alſo ſprach —	46
Veſtigia	55
Ins Höhere	60
Noch höher	62
Wieder hinunter	67
Non plus ultra	69
Die Großväter	82
Der Wonnelänger	90
Seelenſtudenten	92
Intermezzo	96
Ein alter Kunſtgriff	99
Wie die letzten Ausläufer	102
Die Gewiſſenhaften	103
Modernſtes Alexandrinertum	107
Wie es euch beliebt	111
Auf den Brettern	113
Greis oder Kind	122
Die Schneidigen	132
In Sack und Aſche	140
Die von der ruhigen Heiterkeit	143
Großſtadtluft	152
Höhenluft und Sumpfdünſte	154
Ruf ins Ungewiſſe	159
Zukunftsmuſik	165

Prolog.

An Johanne Fahlner IV. 2. 123.

Daß meine Agentrin ſo langſam
geht, iſt das Hurry burry ſchuld,
das ſeit acht Tagen um mich ſummt..

Paralipomena zum Fauſt 56.

Auf dieſem Wege rollt es eben
recht hurrliburrli durch das Leben.

Puppenſpiel D. J. G. III. 195.

Jupiter .... ſchmeißt den Kerl
hurlurli burli ins Thal daher.

Auf das hier vorliegende Goetheproblem hat vor dem Verfaſſer noch Niemand hingewieſen. Er darf es alſo wohl ohne Ueberhebung als ſeine eigenſte Lebensaufgabe betrachten, das Buch über die Entwickelung vom Hurry burry über das hurrliburrli zum hurlurli burli dem deutſchen Volke zu ſchenken. Mit zwanzig mäßigen Bänden wird es gethan ſein.

— — — — — — — — —

In dieſem Stil etwa leiten die Newtons der Goetheforſchung ihre epochalen Entdeckungen ein.

Die neueſten Lebensbeſchreibungen des Olympiers beginnen mit der Gründung Frankfurts am Main durch die Römer und ſind am Ende des zwanzigſten Bandes bei der Geburt von Goethes Großvater Textor angelangt.

„Und dabei ſoll man noch mehr über Goethe reden? Iſt denn dieſer Menſch von Sinnen?“

Nein, geredet wird in der deutſchen Litteratur allerdings ſehr viel mehr als genug über Goethe und ſein Werk. Aber das iſt die ſchlechte Komödie, die ſchale Ironie, die ſich in der Geſchichte der Künſte ſo gut findet wie in der der großen Welt, daß von einem wirklichen Einfluſſe Goethes auf die Litteratur unſrer Zeit nichts, aber auch gar nichts zu ſpüren iſt.

Wie ein Berggipfel, der die andern Höhen des Gebirges rieſenhaft überragt, an den verſchiedenſten und entfernteſten Stellen immer wieder unverſehens auftaucht, ſo giebt es kaum eine Frage der Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſie ſei auch noch ſo „modern“, in die nicht vernehmlich, unüberhörbar das Wort Goethes ſchallt.

Aber eben nur theoretiſch läßt ſich ſein Wort nicht überhören. In der Praxis haben unſere bald glanzloſen, bald fiberleuchtenden Augen, und

das große, helle Goetheauge nichts mit einander gemein.

Wenn ich mich nun im folgenden von meinem Thema häufig weit zu entfernen scheine, so möge man bedenken, daß ein Buch, dessen Inhalt man in einem Satze zusammen fassen könnte, offenbar überflüssig wäre. Nur um gewissermaßen eine Tonart anzugeben, sei es gesagt, daß Goethe, den man von so vielen Seiten aus betrachten kann, hier als der Natur gleichend aufgefaßt sein soll, der Natur in ihrer Reinheit und ihrem Reichtum; zugleich aber als die höchste bis jetzt erreichte Vernunft, sich selber in jedem Augenblicke mäßigend, ordnend, beschränkend.

Mir scheint heute weder von Reichtum noch von Mäßigung viel da zu sein — außer natürlich in Berlin, dieser treuen Hüterin der wahren, einfachen und keuschen Schönheit.

Edler Luxus.

„August Piepenbrink, der große Erforscher der Spulwürmer" — „Li Hung Tschang, Chinas Bismarck". —

Wer so etwas nicht mit dem Gefühle freudiger

Genugthuung lieſt, dem fehlt die Tugend des Zeitgenoſſenſtolzes.

Große Gelehrte, große Dramatiker, große Romanſchreiber, große Architekten, große Geigenſpieler, Gottbegnadete Möbelfabrikanten, große — was weiß ich. Größen überall.

Glückliche Zeit! Wie wird es eine ſpäte Nachwelt beklagen, daß dieſe vielen großen Männer, von denen ſie in der antiquariſchen Litteratur lieſt, ſo ganz ſpurlos von der Erde verſchwunden ſind. Wenn einſt alles, was uns heute körperlich deutlich umgiebt, Rauch und Nebel geworden iſt, aus dem nur vereinzelte Geſtalten wie Goethe und Bismarck ſich hell und ſcharf in all ihrer Eigenart abheben, wie wird man uns beneiden, die Zeitgenoſſen mehr als eines Bismarck geweſen ſind! —

Li Hung Tſchang iſt ein auffallend ſtattlicher Mann, dem allerdings, aber gewiß ohne ſeine Schuld, Bismarcks gewaltiges Auge fehlt. Daß er ſein Volk auf den Gipfel der Größe geführt hätte, läßt ſich im Zeitalter der Aufteilung Chinas immerhin bezweifeln; aber wer wird nach dem Erfolge ſehen! Daß er es ſelbſt während des Niederganges ſeiner Nation zu unermeßlichem Reichtum gebracht hat, werden nur übelwollende Menſchen einem Staatsmanne, der ſo viel mit den böſen Europäern verhandeln mußte, verdenken.

Alles in allem: was liegt näher, als dieſen Chinamann mit dem Namen des einſtweilen letzten großen Deutſchen zu rufen!

Unſere Zeitungsſchreiber, denen wir dieſe uns ehrende Gleichung verdanken, ſind ungemein fruchtbar in ſolchen Benennungen. Cecil Rhodes iſt ein Mann der großen Projekte, ſeine Spekulationen gehen in die Milliarden. Damit iſt für die Zeitungen (und, der Wahrheit die Ehre, auch für recht viele andere Leute) jene „Großheit", die einen Goethe alle Flecken im Charakter des düſtern Korſen überſehen ließ, erreicht: Rhodes iſt der Napoleon Afrikas.

Dies Gebiet iſt äußerſt fruchtbar: Rockefeller der Bismarck des Petroleumterminhandels; Sudermann der Napoleon der Tantieme — die Bahn iſt offen.

Perſpektiviſch.

Einen mäßigen Hügel kann ziemlich jeder ſchon von weitem richtig abſchätzen. Von den großen Alpenrieſen weiß zwar auch jeder, daß ſie es ſind; deutlich wird ihre Größe aber erſt, wenn man ihnen näher kommt: jenes Herauswachſen der großen Gipfel aus der Umgebung, das einen Teil des Reizes einer Alpenfahrt ausmacht. So

nett, blank und freundlich wie aus weiter Entfernung ſehen die Gipfelrieſen in der Nähe nicht aus; eben darum iſt ihr Anblick erhaben. Die Alpenfahrten ſind ja nun freilich Mode geworden; wer jedoch die Fahrenden betrachtet und ihren Geſprächen zuhört, kann ſich ſchwerlich darüber täuſchen, daß ſie bewußt oder inſtinktiv beſtrebt ſind, die Schroffheit, ohne die kein erhabenes beſteht, durch alltägliche Bemerkungen und ſchale Witzworte auszugleichen.

Auch zieht das Volk die paar großen Männer, die immer rieſenhafter herauswachſen, je genauer man ſie kennen lernt, in ſeiner Vorſtellung zu ſich herunter.

Den rückſichtsloſen Staatsmann, eiskalten Skeptiker, böſen Menſchenverächter, der mit Keinem lieber als mit Voltaire korreſpondierte, rufen ſie ſo recht herzig: alter Fritz!

Und die braven Seelen, die den feinſten Geiſt den Deutſchland außer Goethe hervorgebracht hat, den beinahe einzigen Deutſchen, dem die Franzoſen ihren „eſprit“ zuerkannt haben, ihn, der die Menſchen mindeſtens ebenſo tief verachtete, wie der große Friedrich, ihn, den lächelnden Beſieger Napoleons und ſeiner Diplomaten — ſo bieder als „Deutſchen Reichsſchmied“ feiern, wie er mit ungeheuren Armen einen ſchwerfälligen Hammer niederſchmettert, etwas wie Schwarzbrot- und

Schweißgeruch um ſich verbreitend, mit dem Hintergedanken: nach Feierabend ein kleiner Skat! —

„Ach, das gute Volk! Wen es lieb hat, den will es ſich menſchlich näher bringen.“

Nun ja. Opportuniſtiſch angeſehen, mag es ſein Gutes haben, wenn die Großen auf dieſe Weiſe populär werden.

Von einer andern Warte aus ſieht man mit Ekel auf das ewig geſtrige, auf niedere Stirnen und Pausbacken, die einander vorſchwatzen, der unheimliche Geiſt da oben thäte nur ſo, und wäre eigentlich ein urgemütliches Haus, wie ſie alle. —

„Mein liebes Kind, meine Sachen werden nie populär werden“, ſagte Goethe zu Eckermann. Es iſt leicht herauszuhören, wie heitern Gemütes er da verzichtete.

Theaterhiſtorie.

„So helf mir Gott!“ rang es ſich in ſchwerer Stunde aus der Bruſt Martin Luthers. Ein ſtärkeres als alle Todesangſt hatte ihn gezwungen, daß er ſich den gräulichen Martyrien jener Zeit ausſetzte. Aber das menſchliche in ihm war viel zu kräftig, als daß die Todesnot nicht doch zuletzt laut aus ihm gerufen hätte.

Ebenſo ſchlicht, wahr und menſchlich klingt das „Ich bin durch", als er dann ſeine Behauſung erreicht hatte.

Das durfte natürlich nicht ſtehen bleiben; es machte ſich nicht. Die mit Naturkraft aus dem Drange der Stunde geborenen Worte wurden verunſtaltet in das bekannte „Hier ſtehe ich", dieſe pomphaft gedrechſelte Phraſe, die ein echter Komödianten-Pfarrer als Schlußtrumpf in die Verſammlung hineindonnert, Signal zum Ausbruche einer geräuſchvollen Maſſenbegeiſterung. —

Als Goethe im Sterben lag, und das Grau der beginnenden Bewußtloſigkeit ſich über ſeine Augen ſenkte, bat er, man möge die Gardinen öffnen, daß mehr Licht hereinkäme.

Das war denn doch gar zu verführeriſch. Und ſo mußte er, dieſer faſt Einzige unter den Unſterblichen, der niemals in ſeinem Leben durch eine Phraſe dem großen Publikum eine Konzeſſion gemacht hat, die Scene wie ein echter Bühnenheld mit zündendem Schlußworte verlaſſen, und wie gewöhnlich fällt es kaum Einem im Publikum auf, daß dieſer „packende" Aktſchluß eigentlich unwahr, geſchraubt und abgeſchmackt iſt.

Lebensquell.

Wenn dereinſt ein ſpäter Nachkomme in einer Bibliothek das Fach „Zeitungen“ durchſtöbert, wird ihm weh und wüſt zu Sinne werden; und er fragt den Bibliothekar: „War denn das Leben unſrer Ahnen ſo arm an Inhalt, Geiſt, Schönheit, daß ſie Zeit und Luſt fanden, ſich allwöchentlich durch ſolchen Wuſt zu arbeiten?“

Dann lächelt der Gelehrte: „Allwöchentlich? Täglich, mein Herr! Ja, es hat ihrer gegeben, die täglich mehr als eine Zeitung laſen und den Montag für einen verlorenen Tag hielten, weil Vormittags keine Zeitung ausgegeben wurde!“

Da wendet ſich der Gaſt mit Grauſen, eilt an die freie Luft und preiſt alle guten Götter, daß ſie ihn nicht ins Jahr 1900 geſetzt haben. Wie ein blühender Garten erſcheint ihm ſeine Zeit — an der er ſonſt ſo manches auszuſetzen hat —, und die Periode der Zeitungen wie eine Wüſte ohne Waſſer und Vegetation, verlaſſen von allem Lebendigen, nur zähnefletſchende Pithekanthropen ſitzen auf Ziegelſteinhaufen und halten Zeitungen in den Fäuſten . . . . . .

Mit welcher Vorſtellung der Enkel ja, Gott ſei Dank, eben ſo Unrecht hat, wie die Italiener, wenn ſie ſich unſer nördliches Klima im allge-

meinen unfreundlich, windig und naßkalt vorſtellen. — — — — — — — —

Spitzen der Bildung.

Wie vielgeſtaltig, verworren, unergründlich auch den Dichtern und Denkern aller Zeiten das Leben der Menſchen erſchienen iſt, die weiſen Spitzbärte, die wir mit Ehrfurcht „leitende Redakteure" nennen, ſehen die Welt klar und einfach unter ſich liegen. Ein Schachbrett: Die Diplomaten ſind die Figuren, die Abgeordneten die Bauern, die Wähler das Brett. Aber wer ſpielt? Nun, wer ſonſt als die Redakteure.

Dieſe Welt läßt ſich ohne Reſt im Leitartikel auflöſen.

Aus irgend einem Grunde macht etwa Rumänien von ſich reden. Der Zeitungsgewaltige hält es für angemeſſen, ſeine Leſer — ſeine Gemeinde, wie man ſich zutreffend und geſchmackvoll ausgedrückt hat — über Rumänien zu belehren.

Rumänien. Hm, hm. Rumänien. Pah — Rumänien. Junimiſten — das ſind die Fortſchrittler. Die Andern ſind natürlich die Rückſchrittler. Eine Reihe von Namen, die auf u endigen, geben das Lokalkolorit. Der Artikel iſt fertig.

Der seiner Stellung in Staat und Gesellschaft bewußte Pithek — pardon: Bürger liest ihn beim Morgenkaffee, Ernst und Intelligenz glotzen ihm aus den Augen, und er denkt, während er verdaut: nun weiß ich, wie es in Rumänien aussieht; die Junimisten sind diejenigen, welche daselbst die Fahne des Fortschrittes, der Bildung und der Freiheit unentwegt hochhalten!

Diese Art der Weltkenntnis hat offenbar etwas ungemein anschauliches. Und daß man heute so erstaunlich viel bedeutende Köpfe herumlaufen sieht, kommt sicherlich mit daher, daß so Viele ihre Bildung wesentlich den Zeitungen verdanken.

Indessen gebietet die Gerechtigkeit, an dieser Stelle nicht unerwähnt zu lassen, daß es unter diesen schlechten Musikanten einen Virtuosen giebt. Er nennt sich Maxmilian Harden. Vor dem Manne muß man Respekt haben; er verdient seinen eigenen Galgen.

Die denkbar höchste Blüte unserer Zeit, ich möchte sagen „das Jetztzeitige" wird aber erst erreicht, wenn sich Zeitungsschreiber und Dramendichter in einer Person vor dem beifallklatschenden Publikum verbeugen, da dann jeder Einzelne der Begeisterten den von den Bühnenlampen umstrahlten Unsterblichen mit vollem Rechte als Geist vom eigenen Geist in Anspruch nehmen darf.

Ganze Abschnitte aus Sudermann's „Ehre",

zum Beispiel fast alles, was Graf Trast sagt, könnte wörtlich in einer freisinnigen Zeitung stehen. Und ist nicht „Fritzchen" ein dramatisierter Artikel, etwa der „Vossischen Zeitung", wider das Junkertum in der Armee?

Ein ähnliches Wonnegefühl ergreift den Bildungsphilister, wenn sich ein Franzose bei irgend einer Gelegenheit über die Lage einer großen deutschen Stadt irrt.

Aber die Frage ist: kannst Du mit dem Namen einer Stadt anschauliche Bilder verbinden, wie zum Beispiel wohl Jedermann mit Venedig, Nürnberg, Paris?

Ich für meinen Teil gestehe, daß ich mir von manchen großen Städten — wie, beliebig herausgegriffen, Glasgow — gar keine Vorstellung machen kann. Eine große Handelsstadt — ja, deren giebt es viele; damit ist gar nichts gesagt.

Wenn nun zwei Franzosen etwa von Breslau sich nicht die mindeste Vorstellung machen, hat der, welcher es auf der Karte ungefähr einzeichnen könnte, wirklich so viel vor dem andern voraus?

Aber wenn ein Mann, der seinen Goethe auswendig wüßte, in einer Gesellschaft verriete, daß er sich über die Lage einer großen Stadt nicht recht klar wäre, so wäre er in puncto Bildung gerichtet.

Roms Eroberung durch die Griechen, wiederholt ums Jahr 1900.

In allen illustrierten Wochenblättern, die uns ja, aufs „aktuelle" angewiesen, durch eine Art von harmonischer Einheit erfreuen, fand sich vor kurzem ein Bild, bei dessen Anblick man dachte: ah, ein Gemälde eines unsrer ersten Symbolisten. Welch originelle Schöpfung! Und erst der Rahmen! Freilich — — — — aber es sei, wie es wolle, modern ist es, höchst modern! —

Beim lesen der Unterschrift zeigte sich allerdings, daß man eine alte chinesische Mauer bei Kiautschau vor sich hatte, auf der ein Drachenbild eingelegt war.

Um so überraschender wirkte die Aehnlichkeit: die grotesken Randverzierungen der frei stehenden Mauer konnte man ohne jeden Zwang als den Rahmen eines hochmodernen Bildes ansehen. Der Drache, ein langgestrecktes, anatomisch unmögliches Scheusal mit Klauen, Schweif und Zunge, die sich unverkennbar im Barockstil ringelten, hätte auf jeder Ausstellung Aufsehen erregt.

Mit Verteilung China's wird ja anscheinend jetzt Ernst gemacht. Es wird uns Europäern gehen, wie seiner Zeit den Römern mit den Griechen.

Auch in der Dichtkunſt erobern uns die Langzöpfe. Ein „Epos der Menſchheit“ iſt angekündigt und kann, wie es ſcheint, nicht mehr vermieden werden; mit einem „Drama der Menſchheit“ hat uns bereits ein Sänger überzogen.

Und wenn unſre Dramatiker auf der andern Seite ſo fortfahren, nach „Wirklichkeit“ zu ſtreben — wollen ſie leugnen, daß ein mehrere Wochen dauerndes Stück der Wirklichkeit ſehr viel näher kommt als eins, das ſich in ein paar Stunden abſpielt?

Aber die Muſik?

Die Wenigen, die Richard Wagners „Oper und Drama“ leſen, und die noch wenigeren, die es unbefangen leſen — ich meine, ohne die wirklichen Leiſtungen des großen Tondichters innerlich vorwegzugreifen —, werden ſchwerlich leugnen, daß ſie das Buch mit dem Gefühl eines unermeßlich öden Grau weglegen. Es iſt der Verſuch, die Muſik in reine Verſtandesarbeit aufzulöſen; in der Praxis iſt Wagner dabei nur an Einem geſcheitert: an ſeinem Genie.

Wenn die Nachwelt in ſeinen Werken einmal kritiſch ſondert — es iſt keineswegs ſicher, ob ſie das thun wird —, ſo wird man unterſcheiden zwiſchen Stellen, in denen der Verfaſſer von „Oper und Drama“ ganz ſeiner Theorie gemäß handelt, und denen, in welchen er gegen ſeinen

eigentlichen Willen die volle Pracht eines geborenen Fürſten im Reiche der Töne entfaltet.

Seinen Nachfolgern paſſiert dergleichen nicht. Sie ſind viel zu gewiſſenhaft, um jemals aus der Theorie herauszufallen.

Und wenn man ein vom erſten bis zum letzten Buchſtaben ſymboliſches — richtiger übrigens allegoriſches — Buch, wie den Zarathuſtra, überſymboliert, indem man ſeinen Gedankeninhalt in Töne faſſen will, wenn ſo der Laie eine Sturzſee von Geigen, Trompetenſtößen, Beckenſchlägen geſenkten Hauptes über ſich ergehen läßt, während der Kenner mutig zuhört, von den Empfindungen ſeiner Ohren zu Gunſten eines feineren Muſikgenuſſes gänzlich abſtrahierend, um am Schluſſe entzückt bravo zu rufen, weil er weiß, wie mühſelig es war, ſo etwas zu komponieren und wie viel Gelehrſamkeit dazu gehörte — iſt das etwa nicht chineſiſch?

Die Mandarinen endlich — aber das iſt abgedroſchen.

Eine Dämmerung.

„Das Naturell der Frauen iſt ſo nah mit Kunſt verwandt!“

„Du gehſt zu Frauen? Vergiß die Peitſche nicht!“

So stehen sich Goethe und Nietzsche gegenüber. Dem Kenner ist dies ein Fingerzeig, wer von den Beiden die größere Macht über die Weiber gewinnen mußte.

Damit ist freilich noch nicht gesagt, wer von ihnen Recht hat. Goethe hat die Frauen gekannt wie vielleicht kein Andrer. Nietzsche wußte kaum mehr von ihnen als ein Säulenheiliger. Dennoch hat er in allem und jedem einen so starken Einfluß auf sehr viele gewonnen, daß man seine Meinungen nicht ohne weiteres bei Seite schieben kann. Sollten vielleicht die Frauen Andere geworden sein?

Sicherlich hat Goethe mit jener Stelle, die beginnt „Zierlich sind wir anzuschauen —" nicht sagen wollen, die Frauen wären besonders geeignet, die Kunst auszuüben. Sondern er hat jenes „Ewig-Weibliche" eben „Naturell" gemeint, das im Gegenteil in Gefahr gerät, seinen Schmelz zu verlieren, wenn die Frau sich des Künstlerischen allzu bewußt wird.

Zu Goethe's Zeit waren die Frauen nun noch nicht auf Wissenschaften und Künste losgelassen. Es klang noch nicht veraltet, von ihrem Naturell im Gegensatz zur männlichen Kraft zu reden.

Man wird bekanntlich mit dem Alter konservativ. (Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß der Begriff konservativ die „Staatserhalten-

den" von heute nicht bezeichnet). Je mehr Anſchauung nämlich man gewinnt, deſto weniger konſtruiert man ſich die Welt a priori nach Theorien. Das iſt freilich ein karger Gewinn. Denn jene Theorien ſind durchweg edel und großartig, und ſie haben den Vorzug, daß ſie ſich mit einem Minimum von geiſtiger Anſtrengung aneignen laſſen.

Wer erinnerte ſich hier nicht an die treffliche Suttner und ihren Weltfrieden!

„Die Bahn frei für Alle! Das Weib zeige, was es kann! Ueberholt ſie euch, ſo habt ihr Unrecht gehabt, ſie ſo lange gewaltſam zurückzuhalten. Bleibt ſie hinten, ſo ſchadet ſie euch nicht."

Das klingt ſo ſelbſtverſtändlich, ſo rudimentär gerecht! Man muß auch wirklich von jedem friſchen Knaben bis zum fünfundzwanzigſten Lebensjahre verlangen, daß er ſich für Frauenrechte begeiſtert.

Wer aber das Weib kennt, wenn es den Zwang der alten Sitte, der aus Jahrhunderten, Jahrtauſenden vererbten Zucht abſtreift, wer es erlebt hat, wie ein Augenblick der Zügelloſigkeit genügt, um das anmutige „Naturell" in wüſtes Mänadentum zu verwandeln — der ruft nach Langſamkeit! Um Himmels Willen langſam! Wenn das Unheil geſchehen, das Heer ent-

fesselt ist, wer will sich dem Tosen entgegenstellen?

Sicherlich ist die Frauenemancipation auf die Dauer nicht aufzuhalten. Allein ebenso gewiß bedeutet sie, wie jeder Kulturfortschritt, eine Loslösung von der Natur. Die Zeit des Uebergangs wird immer unerfreulich sein. Aber wenn sich dieser so jäh vollzieht, wie es die Volksrednerinnen und Tendenzschriftstellerinnen verlangen, ist sie mehr als unerfreulich, ist sie unerträglich.

Es ist den Fakultäten nicht zu verdenken, daß sie sich mit Händen und Füßen gegen das Eindringen der Frauen wehren. Gewiß, es mag viel, sehr viel Brodneid dabei im Spiele sein; und gewiß haben die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, selber maßvoll und unparteiisch, alle Ursache, dies der Gegenpartei vorzurücken.

Aber in der Sache: Unter tausend Weibern ist kaum ein Einziges imstande, an einer wissenschaftlichen Entdeckung, an einer künstlerischen That reine Freude zu empfinden. Sie müssen, wie die Kinder, etwas persönliches hinzuthun, und sei es auch nur die Genugthuung über ihren Zuwachs an „Bildung".

Zu Medizinern allenfalls mögen die Frauen passen. Freilich gilt hier der tiefsinnige Spruch: wer't mag, de mag't, un wer't nich mag, de mag't ja woll nich mägen.

Als Richter dagegen — Gott ſtehe uns bei! Ein Weib und Gerechtigkeit!

Und der Advokatenſtand? Sollen wir wünſchen, daß noch mehr in causes célèbres „gemacht" wird? Soll das Recht, vielleicht das ernſthafteſte, was wir an menſchlichen Dingen kennen, noch theatraliſcher behandelt werden?

Mindeſtens eine Generation müßte erſt als Unterbeamte, Gerichtsſchreiber und Anwaltsgehülfen fungiert haben, bevor man das nüchterne, ſtarre, eiſenharte Recht den Händen von Frauen anvertrauen könnte.

Dies freilich ſind zuletzt nur Vermutungen. Auf einem Gebiete aber haben wir ſchaudernd erlebt, was es heißt, von den Mänaden überraſt zu werden: es iſt die Litteratur.

Da ſind ſie eingebrochen mit dem Gekreiſch „Modern! Evoë, modern!" und es bleibt nichts übrig, als bei Seite zu treten, das Haupt zu verhüllen, und den Schwarm vorüber toben zu laſſen — einmal muß ja doch die Schlaffheit nach dem Rauſche eintreten.

Der große Moment.

Jemand iſt verſucht, etwas unehrenhaftes zu thun: Die Frau eines Freundes hat ſein Blut in Wallung gebracht. Er will widerſtehen. Sie

verzieht den Mund zu jenem Lächeln, das grimmigere Pein bereitet als Zorn und Haß.

„Wie unmodern!“ flüstert sie.

Was ist nun dies modern, dies Zauberwort, das einer Varietät der Menschen ihre geheimnisvolle Ueberlegenheit giebt?

Es scheint ein Wort von einer umfassenden Bedeutung. Zugleich müßte es zu allen Zeiten dagewesen sein: es ist z. B. sicher einmal modern gewesen, einen Kreuzzug „mitzumachen“.

Dennoch läßt sich für jenes Modern, das niemals ausgesprochen oder auch nur gedacht wird, ohne daß die Geweihten sich voreinander verbeugen und die Unmodernen verachten, sogar die Geburtsstunde bestimmen.

Das Dogma von der Willensfreiheit war vor dem Scharfsinne Kants und Schopenhauers gefallen. Aber die moralische Verantwortlichkeit mußte gerettet werden.

Die beiden Meister stützten das Gebäude, indem sie das Dogma von der intelligibeln Freiheit des Willens einschoben und Kant leitete daraus seinen kategorischen Imperativ ab. Bei Schopenhauer liest man bereits zwischen den Zeilen, daß es mit dieser Freiheit so gar viel im Grunde nicht auf sich hat: sie ist eigentlich nur dazu gut, daß der Wille, nachdem er sich in seiner ganzen

Verwerflichkeit erkannt hat, sich verneint und ins Nichts flüchtet.

Der Beweis für das Dasein einer intelligibeln Freiheit ist der mangelhafteste, den es giebt: sie wird eigentlich nur aus dem Gefühle bewiesen, aus der unmittelbar empfundenen Gewißheit: es muß irgendwo eine Freiheit geben.

Es gehörte kein Riese dazu, um diesen Stein wegzuziehen; wer nur erst den Entschluß gefaßt hatte, für den war es auch schon gethan.

Aber die Meister hatten ihn mit solcher Baukunst eingeschoben, daß mit seiner Wegnahme das ganze, uralte Gebäude zusammenstürzte.

So war es am Ende wohl erklärlich, daß Friedrich Nietzsche, nachdem er verkündet hatte: es giebt keine intelligible Freiheit, also giebt es auch keine Verantwortlichkeit — sich wie ein himmelstürmender Titan erschien. Er war es, er, der furchtbare Besieger der Moral, der Verkünder einer unermeßlichen, ungeahnten Freiheit, der Prophet eines völlig neuen Zeitalters: dem der völligen Verantwortungslosigkeit. — In Wahrheit war nur bewiesen, daß sich philosophisch weder eine Freiheit des Willens, noch eine Verantwortlichkeit konstruieren läßt.

Wer darf nun noch Strafen verhängen? fragte Nietzsche triumphierend. Aber siehe da: der Racker von Staat ließ das Strafgesetzbuch ruhig

beſtehen, als hätte kein Nietzſche aufgeklärt; die menſchliche Geſellſchaft fuhr in ihrer ewig geſtrigen Stumpfheit fort, böſe und gut zu unterſcheiden.

Das war es: Dieſe ganze Unterſuchung hat nur einen gewiſſermaßen ſachlichen Wert, den einer philoſophiſchen Doktorarbeit.

Jede menſchliche Geſellſchaft wird ſo handeln, als glaubte ſie an eine Verantwortlichkeit. Uebrigens: auch Nietzſche ſelber konnte natürlich ohne Wertſchätzungen niemals auskommen; ſchon von dieſem Geſichtspunkte aus iſt ſein Uebermenſch eine Inkonſequenz.

Seine Anhänger, die ſich bei ſo langweiligen Dingen wie Konſequenz niemals aufhalten, erkannten richtig, daß Nietzſche immer nur Theoretiker geblieben iſt. Nicht zu einem ſimpeln Ehebruch hat er es gebracht. Dies nachzuholen, die kühne Theorie in noch kühnere Thaten umzuſetzen, ſind die „Nietzſcheaner" mit Eifer und Erfolg beſtrebt.

Das iſt der Kern, iſt die eigentliche Weſenheit deſſen, was die Begeiſterten, ein Weiberhaufe an der Spitze, der beſtürzten Welt als „die Moderne" verkünden.

Man vernahm vor einiger Zeit, daß eine der Führerinnen, eine ganz, ganz Unabhängige, einen Türken geheiratet hat.

O Gott, dachte man mit ſchaudernder Be-

wunderung, dieſer mutige Moslemite legt ſich einen Harem von Ueberweibern an. Welch ein Kismeth!

Aber es liegt ein wenig anders.

Als die Moderne ihren Harun Bey, der damals noch anders hieß und kein Türke war, zum Gatten begehrte, ſtand ein kleines gewiſſermaßen formales Hindernis im Wege: er war bereits verheiratet, und unſre zopfige Geſetzgebung geſtattet bekanntlich nur einen Mann und eine Frau. Was lag näher, als daß er ſich zum Islam bekehrte?

Es gab allerdings ſchließlich auch andere Wege für die beiden Uebermenſchen, zu einander zu kommen. Warum wählten ſie gerade dieſen, der — gut und böſe ganz bei Seite gelaſſen — für jeden Unbefangenen geſchmacklos bis zum Widerwärtigen iſt? Ganz einfach: die Sache erregte ſo mehr Aufſehen. Die Unabhängige ſonnt ſich in der Bewunderung der Modernen im Lande und ſchwillt vor Hohn, wenn ſie an die dummen „Moraliſten" denkt.

Geſchlechts-Größenwahnſinn.

Es war einmal Mode, an der Geliebten einzig die ſchönen Augen zu beſingen. Das Auge galt als Mittelding zwiſchen Leib und Geiſt, als un-

mittelbare Verkörperung der Seele, und anders als von Seele zu Seele zu lieben, hielt man damals eines feingebildeten Menſchen, und nun gar eines Dichters, für ganz unwürdig. Zweifellos empfinden wir heute dieſe Lyrik als ſentimental, unnatürlich.

Von einer Modernen, die ſich überflüſſiger Weiſe „Hans" nennt, leſen wir:

„Durch die ſtrenge Wolle(!) ihres blauen Rockes fühlte er ihre Beine, dieſe feinen, langen, weichen und ſo ſtahlfeſten Beinchen, die er anbetete."

Die Moderne ſchlägt uns Männern alſo vor, ſtatt der Augen lieber die Beine anzubeten.

Die ſchwerbeladenen Stützen unſeres Leibes in allen Ehren, aber angebetet werden ſie nicht, es ſei denn in einer außer Rand und Band geratenen Weiberphantaſie.

Die Feder einer Andern raſt alſo über das Papier:

„Selige Frau! Wie hat Gott doch ſeine ganze Allmacht in Deine Hände gelegt! Wenn Du Ja winkſt(!!) kommt das Glück und krönt die Stirne Deines Liebſten mit dem Kranz des Siegers. Wenn Du verneinend Dein Haupt bewegſt, ſo iſt er zum Tode verurteilt. Wahrlich, ihr Frauen, ihr ſeid Schickſalsgöttinnen."

Der Sinn dieſer Verzückung iſt: Sie hat

einen ſchwindſüchtigen Profeſſor geheiratet. Während der erſten Monate ihrer Ehe ſind ſie nicht ſo recht — hm — verheiratet. Endlich aber „winkt ſie Ja", und der Profeſſor, der ſich bis dahin, eingedenk ſeiner Stellung als Angehöriger des minderwertigen Geſchlechtes, in Geduld gefaßt hat, wird geſund.

Dergleichen Fälle kommen vor, ſagen die Aerzte. Eine „Schickſalsgöttin", unter der man ſich natürlich eine ganz Moderne vorzuſtellen hat, braucht aber nicht darum bemüht zu werden; ein geſundes Landmädel iſt ſogar ſehr viel ſicherer.

Der Gatte lallt zu der Jawinkerin: „Dein Haar iſt wie reifes Korn, Dein Mund wie junge Mohnblüten, Deine Augen gleichen zwei ſchwarzen Waldſeen, auf denen verſtohlene Sonnenlichter tanzen. Ueber Deine ganze hohe, ſchlanke Geſtalt geht ein Wiegen und Wogen. Geheimnißvoll ſchmiegen ſich Deine Gewänder an Dich an. Selbſt wenn ein Windſtoß ſie bewegt, flattern ſie nicht, ſondern ſchließen ſich enger um Dich."

Weshalb der Herr Profeſſor über dieſe Eigentümlichkeit der Kleider — ich denke mir, es ſind Seidenſtoffe — ſo außer ſich gerät, iſt nicht recht einzuſehen. Daß ihm das Anſchmiegen der Kleider an den weiblichen Körper geheimnißvoll erſcheint, könnte man als lobenswerte Unerfahren-

heit deuten, wenn man nicht geleſen hätte, daß er in ſeiner Jugend der beſte Bruder gar nicht geweſen iſt. Aber es iſt ja begreiflich, daß der tägliche Umgang mit einer Schickſalsgöttin dem Profeſſor die Sinne durcheinander geworfen hat.

Einer, dem ſie einen Korb giebt, meint gar „Marie Thereſe Du töteſt ſiebenmal an einem Tag.“ Und in ſo ſtarrer Höhe thront ſie über menſchlichen Dingen, daß ſie dieſen Aermſten gleichmütig laufen läßt, ſtatt einen Arzt zu holen.

Die Dritte im Bunde, die Türkengattin, veröffentlichte einen Roman „Halbtier“. Das Halbtier iſt die Frau, richtiger die Sklavin, eines angeſehenen Schriftſtellers, der trinkt und liebt und dem armen „Halbtier“ überläßt, wie es mit dem kümmerlichen Haushaltsgelde auskommt. Der Sohn, ein Gymnaſiaſt, kommt ſinnlos betrunken nach Hauſe; ſeit dieſem Abend wird er vom Vater als gleichberechtigter Kamerad behandelt.

Ein Mädchen wird durch die Schuld dieſes Sohnes unglücklich und ſtirbt qualvoll; er wird grob, als ihn ſeine Schweſter am Morgen nach dem Tode daran erinnert, er will ſich das Frühſtück nicht verderben laſſen.

Ein Schwiegerſohn iſt ein großer Maler, aber ein gemeiner Schuft, indeſſen keiner der gewöhnlichen Art, ſondern zu einer beſondern Varietät gehörend, die beſonders in Berlin gezüchtet wird.

Nur ein kleiner Zug: ſeine Frau, ein liebes, ſanftes Geſchöpf, macht eine ſehr ſchwere Entbindung durch. Da erklärt er, daß er ſich „äſthetiſch beleidigt" fühlt und unternimmt eine Vergnügungsreiſe.

Die Verfaſſerin muß wirklich vom Mißgeſchick verfolgt ſein, daß ſie in ihrem Leben — abgeſehen jedenfalls von ihrem Harun — keine andern Männer, als Trottel und Hallunken kennen gelernt hat.

Ueber dieſen Männern — man möchte ſagen Halbaffen — thront ein Ueberweib. „Sie gehören zur Maſſe!" ruft ſie dem Maler zu, als er ſich auch ihr gegenüber ſchuftig benimmt, und unter dem Donnerwort zuckt ſogar dieſer Schurke zuſammen. Das junge Ueberweib — darf man vielleicht kürzer ſagen das Uebermädchen? — zeigt ſich in ihrem Zorn als das, was in den Augen der Verfaſſerin eine „Natur" iſt: ſie geht in ihre Kammer und beißt in den Bettpfoſten.

Am Schluſſe benimmt ſich der Herr Maler doch wieder unpaſſend gegen das Uebermädchen — ſeine Schwägerin — worauf es ihn kurz und bündig totſchießt. Die Verfaſſerin hält das offenbar für ganz in der Ordnung.

Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich in dieſen, durchaus typiſchen Fällen vom Geſchlechtsgrößenwahnſinn ſpreche. Zweifellos iſt

der Trieb, der den Mann zur Frau zieht, neben dem Hunger der stärkste in der Natur. Indessen, so paßt es den Damen nicht. Die Natur redet ja in beiden Teilen gleich deutlich. Sie aber sehen in sich Wesen von einer andern Art, Ueberweiber oder Göttinnen, zu deren Füßen entweder Teufel sich krümmen oder Marienpriester verzückte Gebete lallen.

Wem haben sie diese Selbstvergötterung nachgemacht?

Wem anders, als ihrem Idol Friedrich Nietzsche. Bei ihm ists umgekehrt. Da sind die Frauen Geschöpfe, die ein rechter Kerl mit der Peitsche in der Hand regiert. Natürlich drehen seine weiblichen Schüler das Verhältnis um.

Wächst er nun heraus?

„Starke Wasser reißen viel Gestein und Gestrüpp mit sich fort, starke Geister viel dumme und verworrene Köpfe." (Friedrich Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches. Bd. I. S. 541.)

Es gab damals noch keine „Nietzscheaner", sonst hätte sie ihr Meister am Ende doch etwas schonender behandelt.

Welche Ausdrücke hätte er wohl über Leute gebraucht, die sich von einem eingebildeten Starken fortreißen lassen!

Wenn man Nietzſches eigenſten Worten ohne weiteres glauben dürfte, ſo wäre er allerdings der Freieſte der Freien. Die Wörter Freigeiſt und Freigeiſterei kehren in „Menſchliches, allzu Menſchliches“ ſo oft wieder, daß jeder Leſer von Geſchmack ihrer von Herzen überdrüſſig wird.

Kein Erfahrener wird nun aber einem Geſchäftsmanne trauen, der mehr als durchaus notwendig von Redlichkeit ſpricht. Männer wie Spinoza, Kant, Schopenhauer haben den Ausdruck Freigeiſterei denn auch nicht häufiger gebraucht, als Hinz und Kunz.

Man wird alſo Nietzſches Freiheit mit aller Skepſis zu prüfen haben.

Der Schreiber dieſes iſt nichts weniger als ein gläubiger Chriſt. Aber er kann den Mann nicht für frei halten, auf den das Wort Chriſtentum wirkt wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Der wie der urteilsloſeſte Volkshaufe einen eben noch faſt blindlings vergötterten — Richard Wagner — mit Steinen bewirft, aus dem einzigen Grunde, weil er „am Kreuze zuſammengebrochen“ iſt. Der ſich nicht für zu groß hält, um wie ein Straßenjunge zu ſchimpfen: „Die Prieſter ſind Beefſteakfreſſer“.

Iſt dies das von ihm ſo ſehr bewunderte Goetheſche „Anſichherankommenlaſſen“, worin ſich die höchſte Freiheit bethätigt?

Zweierlei fällt an Nietzſche ins Auge: das Feminine und das Scholaſtiſche.

Feminin iſt die Vorliebe des kränklichen Gelehrten für den robuſten „Uebermenſchen“, feminin ſeine Sucht, über alles und jedes mitzureden, auch wenn ihm der Gegenſtand ſo fremd iſt, wie der Frau Harun das äſthetiſche Grundgeſetz des Maßhaltens; feminin endlich ſeine unglaubliche Selbſtüberſchätzung.

Dieſer Drang, über alles reden zu wollen, führt den Unſeligen ſogar auf die Politik. Den Kulturkampf erklärt er ſo: Um Frankreich und Rußland zu entfremden, muß Deutſchland dafür ſorgen, daß Frankreich ſo gründlich wie möglich katholiſch wird. Dies geſchieht, indem Deutſchland den Katholizismus bekämpft, denn um ſo intenſiver wird er ſich auf Frankreich werfen.

Es iſt ſchade, daß Bismarck dies, wie es ſcheint, nicht geleſen hat. Er hätte doch endlich einmal erfahren, was er ſich bei dem Kulturkampf eigentlich gedacht hat. Wenn er aber, wie man es ihm ja leider zutrauen kann, ſich auch von Nietzſche nicht hätte belehren laſſen, ſo wäre dem Alten doch die vergnügte Viertelſtunde, die ihm die Lektüre dieſes politiſchen Tiefſinnes bereitet hätte, von Herzen zu gönnen geweſen.

Der Staat, memt Nietzſche, würde als ein „pudendum“ betrachtet, d. h. über ſeinen innern

Grund dürfe durchaus nichts erörtert werden. Dies beruhe auf stillschweigender, allgemeiner Verabredung, und zwar deshalb, weil sonst sogleich offenbar würde, daß der Staat eigentlich gar keine Berechtigung aufweisen könne.

Wenn ein auf seine Kühnheit stolzer Primaner solche Weisheit von sich giebt, wird ihn ein verständiger Lehrer lächelnd ausreden lassen und ihm dann etwa sagen: „Lieber, junger Freund, wenn Sie Ihre Abiturienten- und demnächst Ihre Staatsprüfung werden bestanden haben, dann lesen Sie einiges von dem, was kluge Männer über dies angebliche pudendum geschrieben haben. Nach dieser Vorbildung sehen Sie sich den Staat, wie er Sie allgegenwärtig und rastlos umgiebt, etwa zehn Jahre hindurch offenen Auges an. Und dann wollen wir weiter über den Staat als pudendum reden.

Und Nietzsche fühlte sich gerade an dieser Stelle seiner Entwickelung als Historiker, lächelte mitleidig über die Philosophen, die so gar nicht historisch zu denken verstehen!

Ueberall dieselbe schon halb verrückte Selbstüberhebung: ein Hammerschlag und in Scherben liegt der Staat, wie vorhin die Moral, zu den Füßen des Dr. phil. Friedrich Nietzsche.

Darwin nennt er den „achtbaren aber mittelmäßigen Engländer". Man hört heraus, wie

geistreich und überlegen er sich dabei vorkommt. Aber dieser „achtbare", still seinen mühsamen Weg gehende Gelehrte ist denn doch unermeßlich viel weiter gekommen, als der genial hüpfende Aphorist. Wenn Darwin auch einmal überholt sein wird, er bleibt ein Eckstein der menschlichen Erkenntnis. Wie bald wird dagegen Nietzsche in die Luft ragen, über seine Umgebung freilich hinausgewachsen, aber eine kleine Spitze für sich, ein etwas wunderliches Zierwerk; schade immerhin, wenn es nicht da wäre, indessen für das Gebäude doch recht unwesentlich.

Die Sucht, als kühner Neuerer aufzutreten, äußert sich bisweilen in den spaßhaftesten Schrullen, so wenn er regelmäßig zwischen Substantiven und diesen gleichwertigen Adjektiven oder Participien das Komma wegläßt, zum Beispiel: „. . . wenn diese den Eindruck des Geistreichen Hinreißenden Belebenden Kräftigenden macht."

Er hat wohl nicht gewußt, daß ihm diese kühne Neuerung ein Dichter vorweg genommen hat: „Es lief ein Hund in die Kuchen in den Speisesaal ins Laboratorium ins Refektorium."

Immo, tu es scolaris.

In düstern Zellen, abgesperrt von Leben und Wirklichkeit, saßen die Mönche, die Träger der

Bildung ihrer Zeit, und ſchrieben. Ihr Hauptthema waren urſprünglich die Tifteleien der Kirchenväter. Aus Dogmen, Theorien, dumpfigen Blaſen des Gehirnes mußten ſie ihre Welt ſchaffen, eine Welt, die mit der, welche da draußen webte und wirkte, nichts gemein hatte. Ueberzeugt von der abſoluten Selbſtherrlichkeit des menſchlichen Geiſtes, hätten ſie den aufs tiefſte verachtet, ihn auch wohl verbrannt, der gelehrt hätte, dieſer Geiſt könne ſich nur durch Eindrücke von außen heranbilden. Erfahrung und Anſchaulichkeit lehnten ſie ab mit einem Hochmut, der heute, wie ſchließlich jeder Hochmut, etwas komiſches hat.

Unermeßlich ſind die Folgen dieſer Denkungsart, die wir die ſcholaſtiſche nennen. Goethe war es, vor deſſen hellem Auge das Grübelweſen verflog, wie ein nächtlicher Nebel vor der Morgenſonne.

Aber wir müſſen uns nicht einbilden, hier wenigſtens wäre die Spur des Olympiers an keiner Stelle mehr zu verwiſchen.

Hinter ihm ſchlug der Nebel wieder zuſammen, und ſoviel auch ſeitdem gegen ihn gethan iſt — beſonders auch durch Schopenhauer — die Jahrhunderte haben ihn in ſo dichten Ballen auf die Erde gebreitet, daß man immer wieder unverſehens mitten darin iſt.

Mit der armſeligen Einſeitigkeit unſrer „rea-

listischen" Bildung läßt sich eine Kultur — das bedeutet die Scholastik denn doch immerhin — allerdings ignorieren, aber ganz gewiß nicht überwinden.

Nietzsche bemerkt mit Recht, daß auch Schopenhauer zu Zeiten ins Scholastische — Nietzsche drückt es anders aus — zurückfällt.

Aber von dem langen Zopf, der ihm selber hinten hängt, hat er keine Ahnung.

Mit wie kurzsichtigen Gelehrtenaugen er das wirkliche Leben — das man seine ewig spröde Geliebte nennen könnte — betrachtete, zeigt sich an gelegentlichen Aeußerungen, wie: es fehle den Südländern an Erwerbssinn. Das sagt er, der so lange in Italien gelebt hat!

Nirgends aber zeigt sich Nietzsches Mangel an Anschaulichkeit deutlicher, als wo er über Frauen spricht.

Er selber klatscht sich allerdings Beifall: „Wenig kennt Zarathustra die Weiber, und doch hat er Recht über sie." — Wirklich?

Die Frauen haben es überall verstanden, meint er unter anderm, sich durch Unterordnung den überwiegenden Vorteil, ja die Herrschaft zu sichern.

„Selbst das Pflegen der Kinder könnte ursprünglich von der Klugheit der Weiber als

Vorwand benutzt sein, um sich der Arbeit möglichst zu entziehen."

So etwas spintisiert sich ein echter Klosterbruder zurecht. In einer Umdrehung könnte solcher Einfall auch im Hirne eines jener Schreckensweiber entstehen, die mit stechenden Augen von der Tribüne hinabstarren und gellend in den Saal kreischen: Die Männer haben sich seit Jahrtausenden in teuflischer List verbündet, uns zu knechten, auszusaugen, zu schinden!

Nietzsche hätte sich am Ende sagen können, daß eine so uralte und allgegenwärtige Einrichtung wie die, daß die kleinen Kinder von den Müttern gepflegt werden, nicht auf einem so ephemeren Dinge, wie berechnender Schlauheit, beruhen kann. Und wenn er sich hie und da zu dem „achtbaren aber mittelmäßigen Engländer" herabgelassen, die Natur beobachtet hätte, so wäre ihm wohl nicht entgangen, daß bei einer sehr großen Klasse von Geschöpfen die Männlein schlechterdings nicht im Stande sind, das wichtigste für ihre Jungen zu thun: es sind die Säugetiere, zu denen ja auch wir gehören.

„Die Abgötterei, welche die Frauen mit der Liebe treiben, ist im Grunde und ursprünglich eine Erfindung der Klugheit, insofern sie dadurch ihre Macht erhöhen und sich als begehrenswerter darstellen."

Der gewiegteſte Staatsanwalt kann dieſem Spürſinne gegenüber einpacken; was iſt der dolus eventualis im Vergleich mit einer ſo tief verborgenen Hinterliſt, wie ſie Nietzſche an den Frauen enthüllt!

Mit der Erfüllung ihrer ſpeziell weiblichen Obliegenheit, dem Führen des Haushaltes, verſtehen ſie nach ihm aus gleichem Grunde ein „ſinnverwirrendes Aufſehen" zu machen.

Nein, das thun nur die ſchlechten Hausfrauen. Die guten machen es im Gegenteil wie die echten Künſtler: ſie laſſen die Schwierigkeiten nicht merken.

Erſtaunt begegnen wir dem Moralzertrümmerer als geſtrengem Moraliſten: „Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreize die Verſorgung fürs ganze Leben verdanken wollen, und deren Schlauheit die gewitzigten Mütter noch ſouffl ieren, wollen ganz dasſelbe wie die Hetären, nur daß ſie klüger und unehrlicher als dieſe ſind."

In dieſem Falle iſt freilich der Mangel an Anſchaulichkeit durchaus reſpektabel: Nietzſche hat ſicherlich nie eine Hetäre geſehen. Er könnte ſonſt unmöglich verkannt haben, wie gründlich er mit jener Gleichſtellung vor der lebendigen Wirklichkeit Unrecht hat.

Hören wir ihn über die Ehe. In der Bibel der „Nietzſcheaner", im Zarathuſtra, empfiehlt der

Meiſter eine „Ehe auf Probe", und es iſt herauszuhören, wie ſchöpferiſch er damit ſo manches Uebel beſeitigt zu haben glaubt, und wie er ſich als wilden Revolutionär fühlt.

Sicherlich würden viele Verſtändige den Gedanken gar nicht ſo übel finden.

Nur freilich: bei jeder wiſſenſchaftlichen Aufgabe nehmen wir an, daß der ihrer Löſung am wenigſten nahe kommt, welcher die Schwierigkeiten nicht bemerkt.

Nietzſche erörtert nur eine Frage nicht: was ſoll aus den Kindern werden, wenn die Ehe die Probe nicht beſteht?

Er überſieht, daß nie ein Menſch darauf gekommen wäre, die Ehe für eine „heilige" oder auch nur vom Staate zu ſchützende Inſtitution zu erklären, wenn ſie nicht beſtimmt wäre, Kinder zu erzeugen.

Aber ſolche Bedenken fechten ihn nicht an; geiſtreich um jeden Preis, du ſollſt und mußt verblüfft werden.

Er begreift auch ſonſt recht gut, daß die Ehe im Grunde nur der Kinder wegen da iſt.

„Pfeil und Wille zum Uebermenſchen" ſoll ſie ſein; „Seelenfreundſchaft zweier Menſchen verſchiedenen Geſchlechts, zum Zweck der Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation geſchloſſen."

Es ist schade, daß der erhebende Gedanke an solche „Seelenfreundschaft" so leicht durch die Erinnerung an Verse gestört wird, wie

„Dämmrung war es, als Adele
Mit dem Freunde ihrer Seele" —

Doch hat dies instinktiv mißtrauische Lächeln bei dem Worte „Seelenfreundschaft" seinen guten Grund: die Natur ist es, die sich dagegen auflehnt.

Auch dafür weiß Nietzsche Rat: der Mann mag sich neben der Frau noch eine Konkubine halten, meint er gelassen.

Wie es sich gehört, sehen wir auch hier von jedem Einwand ab, der irgend in gut und böse wurzelt und fragen nur: wie, wenn der Ehemann mit der Konkubine auch Kinder zeugt? Wird dann auch sie zur „Seelenfreundin", so daß nun wieder eine neue Konkubine nötig wird, und so fort?

Also sprach —

Nietzsche verlangt mit Nachdruck mehr Kunst, nicht vom Künstler ausgeübt, nicht Kunstwerke, sondern eine das gesamte Leben durchdringende, verschönernde Kunst.

Wenn aber jenes Zukunftsideal verwirklicht wird, wenn nicht mehr Liebende sich finden, sondern die Paare durch so etwas wie eine künstliche Zuchtwahl bestimmt werden, wenn an Stelle des

freien, anmutigen Spiels von Neigung, Werbung und Wettstreit die bedächtige Frage tritt: welche Kinder werden wir zeugen? — dann könnte man um den künstlerischen Rest, der unserm Leben noch erhalten ist, angst und bange werden.

Man hat gesagt, Nietzsche sei freilich nicht der große Philosoph, für den er sich hielt, aber ein Künstler, ein Dichter — welche Künstlerschaft sich selbstverständlich einzig im „Zarathustra" geoffenbart hätte.

In einer Besprechung über „ältere Kunst und die Seele der Gegenwart" meint Nietzsche, Beethovens Musik, so gespielt wie von ihm gemeint — „historisch vorgetragen" drückt er es aus — würde „nicht zur Seele der Gegenwart, sondern gespenstisch zu Gespenstern reden!"

(Statt Seele der Gegenwart setzte er wohl richtiger ihre Nerven.)

Er läßt nun Beethoven wieder auferstehen und zuhören, wie ein moderner „Meister des Vortrags" eine seiner Sonaten „beseelt". Beethoven schwankt eine Weile zwischen Segnen und Fluchen, hält sodann einen bedächtigen Vortrag, dies sei „weder Ich noch Nicht-Ich" und schließt mit den Worten: „So habt denn Recht und laßt mich wieder hinab."

Neuerdings hat man ja Beethovens Art, sich auszudrücken, aus mehreren aufgefundenen Briefen

in ungemein charakteristischer Form kennen gelernt. Danach würde er, wenn er einen unserer Sterne des Klaviers seine Sonaten mit der modernen „Beseelung" vortragen hörte, sich doch wohl wesentlich kürzer fassen; am Ende möchte er sich auf ein einziges Wort beschränken: „Saukerl".

Die angebliche Verfeinerung und Beseelung der Modernen ist in Wahrheit nichts anderes als ein nervöses Verweiblichen der Kunst, ein Durchdringen nicht mit dem Goethe'schen „Naturell", sondern mit dem sprunghaften, gewaltsamen, schwächlichen, krankhaften, was man unter der Bezeichnung hysterisch zusammenfaßt.

Da giebt es nicht jenes langsame Entwickeln des monumentalen, organischen Grundgedankens bis zu seiner höchsten Tiefe und Gewalt, das die ganze Kraft und die ganze Besonnenheit des Meisters erfordert, das uns aber auch unwiderstehlich mit sich zieht auf die Höhe des Erhabenen oder in den Sturm der Leidenschaften; nicht jenes bewußte Nachlassen, jenes weise Beschränken, das dem Künstler und dem Genießenden Raum giebt, sich auszuruhen, zu sammeln.

Wie die Beredtsamkeit der Weiber setzt das moderne Kunstwerk sogleich mit dem ein, was es sich als seinen höchsten Gipfel aufsparen sollte; kann nicht eine Sekunde inne halten, ehe es uns nicht alles, was es uns zu sagen hat, laut und

zungenfertig ins Ohr gerufen hat — worauf es denn, nachdem sein Pulver verschossen ist, da es sich doch noch lange nicht entschließen mag, zu enden, seinen Sermon von vorne anhebt, ohne selber zu merken, daß es uns ewige Wiederholungen in wenig geänderter Form auftischt.

Die dummen Jungen der Litteratur, die niemals aussterben, zucken die Achseln über die Symbolik des alten Goethe, wie ein Gamin, die Hände in den Hosentaschen, sich das Denkmal eines großen Mannes ansieht.

Gewiß, im zweiten Teil vom Faust ist manches symbolisch. Aber es geschieht auch etwas, und zwar vieles, was keineswegs symbolisch ist.

Nun aber dagegen ein Buch wie Zarathustra! 476 — in Buchstaben: vierhundertsechsundsiebenzig — Seiten, vom ersten bis zum letzten Buchstaben symbolisch, und was für eine Symbolik.

Ein echtes Kind der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, nervös bis in das Mark, grillenhafter Beobachter seiner eigenen peinlichen Empfindungen, kleidet seine zugleich unruhigen und spitzigen Gedanken in die Posaunen gleich zu allem Volke tönenden Worte eines Propheten vom Berge Horeb. Das mag zu ertragen sein, als das, was es eben ist: ein gelegentlicher Einfall; aber nicht durch — schlecht gerechnet — hundertfünfzig Kapitel, die ohne Ausnahme

mit den Worten „also sprach Zarathustra" schließen.

„Er hat es gesagt" — das ist eigentlich erst zulässig, wenn „er" längst tot ist, oder aber, in spärlich durch die Jahrhunderte verteilten Fällen, es als Lebender zu so unermeßlichen Wirkungen gebracht hat, wie Goethe und Bismarck; wenn aber Einer unausgesetzt von sich selbst ruft: „Er hat es gesagt", so denkt der Leser von Geschmack etwa: der parodiert wohl absichtlich den Mißbrauch des Goetheschen. „Nur die Lumpe sind bescheiden!"

So fehlt denn auch im „Zarathustra" jede Steigerung — natürlich: was soll sich denn noch steigern, wenn jedes Wort ein ganzes und sicheres Evangelium darstellt? Und von diesem Gesichtspunkte aus lassen wir uns auch die unendlichen Wiederholungen in Ergebenheit gefallen: ein Evangelium verträgt es wohl, in zwanzig verschiedenen, wenn auch einander recht ähnlichen Formen erzählt zu werden.

Daß man aber ein großes, dickes Buch, angefüllt vom ersten bis zum letzten Buchstaben mit Sentenzen, die wie Hammerschläge niedersausen, jeder einzelne mit der gleichen Muskelkraft geführt, wie der vorhergehende und der folgende, und das alles gekleidet in eine Symbolik, deren Mannigfaltigkeit so eben für einen halben Akt im zweiten

Teile des Faust gereicht hätte — daß man dies mit Erfolg als das Werk eines Dichters ausruft, kaum sechzig Jahre nach Goethes Tode — das ist eben auch ein Teil der schalen Komödie „Moderne Litteraturgeschichte".

„Ich muß einen Irrtum berichtigen. Der Vorname unseres Urgroßonkels mütterlicherseits war nicht Klaus sondern Kasimir."

So berichtet in viel gelesenen Zeitschriften Nietzsches pietätvolle Schwester mit wissenschaftlichem Ernste. Die Gemeinde horcht, schreibts nieder mit emsigen Griffel und atmet auf. „O, eine verdienstliche Enthüllung! Welches Unglück, wenn sich dieser Irrtum wie eine ewige Krankheit durch die Jahrhunderte fortgeschleppt hätte! Was wäre das für eine Nachwelt geworden, die sich in dem Wahne verrannt hätte, Nietzsches Urgroßonkel mütterlicherseits hätte mit Vornamen Klaus geheißen!"

Zweimal hat sich das deutsche Publikum im Falle Nietzsche blamiert.

In der zweiten Blamage ist es gerade mitten drin.

Götz von Berlichingen und die Leiden des jungen Werther haben die Litteratur jener Zeit nicht annähernd so beeinflußt, wie der „Zarathustra" unsere moderne, wesentlich von Damen bereitete Lesekost.

Wenn die Uebermenschen sich ausgetobt haben, und die Dinge mit der unangenehmen Deutlichkeit der Ernüchterung betrachtet werden müssen, wird man mit Beschämung erkennen, daß die „Moderne" ein Buch als ihren Kodex angesehen hat, durch dessen Zeilen allenthalben, oft verschwindend, aber gespenstisch immer wieder auftauchend der beginnende Wahnsinn grinst. Die Psychiatriker werden das Wort haben. Sie werden sich darüber äußern, ob nicht die maßlose Selbstüberschätzung Nietzsches den „fixen Ideen" untergeordneter Geister, die sich für Kaiser und Könige halten, verwandt ist. Eine fernere Seltsamkeit, schon aus früherer Zeit als „Zarathustra" wird ihre Aufmerksamkeit erregen: ein geradezu peinigendes Suchen nach Gründen, wo keine sind.

„Hinaus ins Feld, ins Freie, wo wir hingehören!" sagt Goethe, und es bedarf nicht weiter Fragens.

„Wir sind deshalb so gern in der freien Natur, weil sie keine Meinung über uns hat", behauptet Nietzsche.

Gewiß, hier spricht wieder der Mönch in der Klause. Aber man wird doch auch daran erinnert, daß in allerhöchstem Grade nervenkranke Personen sich mit Fragen quälen, wie die, warum die Bäume höher sind, als die Menschen.

Und auch über jene andere Seite werden sich die Aerzte zu äußern haben:

„Ihr müßt mich nicht nach Gründen fragen. Es ist lange her, daß ich meine Meinungen gebildet habe."

Das ist ein Leitsatz für den „Zarathustra".

Wie kann der wilde Hasser jeder Autorität uns so etwas zumuten? Wie kann er selbst sich damit begnügen? Er weiß doch wohl am eigenen Leibe, daß jedem Denkenden eine Meinung, die er nicht begründen kann, wertlos ist?

Nun, er hat es kaum ein Hehl: er weiß die Begründung wirklich nicht mehr. Jene stille Konzentration des Geistes, die erforderlich wäre, rückdenkend seine Meinungen vor sich selber zu begründen, ist seinem schon von der Krankheit angefressenen Gehirne nicht mehr möglich: er kann nur noch in Aphorismen denken. — Es war nichts weniger als eine Schwäche, daß Nietzsche selber aus dieser Not eine Tugend machte. Der geistig Hochstrebende wollte sich bethätigen, so oder so.

Eins darf man übrigens nicht verschweigen: daß Nietzsche zuletzt Aufsehen erregen wollte, Aufsehen um jeden Preis — das kann man wenigstens begreifen.

Er konnte beanspruchen, gehört zu werden.

Aber das ist jene erste Blamage:

Das deutsche Publikum, in der Verkennung seiner großen Männer unter allen toten und lebenden Kulturvölkern, die darin doch samt und sonders auch wackeres geleistet haben, unerreicht dastehend, hörte ihn nicht. Er paßte nicht in die Zeitungen, wie seine Sudermann und Gerhard Hauptmann.

„Wie? Dieser unermüdliche Nörgler hält sich darüber auf, daß andre Leute Nietzsche nicht gelesen haben? Was hat denn er gutes an ihm gelassen?"

Nun, zweierlei:

Erstens, er hat die Kunst der Sprache wieder — zu Ehren gebracht, kann man nicht sagen, denn er hat hierin keinen einzigen Nachfolger gefunden; aber doch geübt.

Zweitens, er war bei all seinen Irrtümern und Geschmacklosigkeiten ein höchst geistreicher Mann.

Das ist wenig, werden die Litteraten von heute sagen.

Mit Verlaub, meine Theuren, das ist mehr als ihr alle zusammen!

Wo ist denn noch Einer in der heutigen Generation, dem die deutsche Schriftsprache, dies kostbare Erbe einer großen litterarischen Vergangenheit, etwas anderes wäre als ein schwerfälliges oder aufgeputztes oder einfach ordinäres Handwerkszeug?

Einige von den „Alten" schreiben ein ernsthaftes, verständiges, geschmackvolles Deutsch. Von den Neuern kein einziger.

Seine eigene höchst persönliche Sprache aber hatte in unsern Tagen außer Nietzsche eigentlich nur Einer: Bismarck.

Und geistreich?

Die Modernen lächeln überlegen: Veraltet, mein Lieber. Wer verlangt denn Geist vom Schriftsteller? Sehen, sehen, sehen!

Ja, so ist es recht. Das ist allerdings modern. Ein — vielleicht früher zeitweilig vernachlässigtes — Moment herausgegriffen und zum allein seligmachenden Schlagworte gestempelt. Dabei stehen sich Schriftsteller und Kritiker gleich gut, besonders, wenn sie, wie in diesem Falle, ihr Schlagwort so umsichtig wählen, daß Einer, der sich unterstände, Reichtum an Geist zu zeigen, von vorn herein verdächtig wäre, er könne nicht ordentlich „sehen". Aber es läßt sich auch Niemand dabei betreffen.

Vestigia.

„Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich wohl Diogenes sein."

Jedes feine Ohr wird die leise Sehnsucht

vernehmen, die da durchklingt; sonst wäre ein Fußtritt natürlicher gewesen.

Aber das brutal Großartige in Alexander, das Zertreten alles dessen, was dem Stürmenden über den Weg lief, das Aufschäumen seines Machtwillens, kurz sein Uebermenschentum kam nur in solchen Augenblicken zum Durchbruche, wenn er dionysisch im strengen Sinne war: betrunken.

Und dabei war die Zeit so geeignet für Uebermenschen!

Man sollte statistische Erhebungen veranstalten, nicht unter hysterischen Weibern und jenen kostbaren Produkten des fin de siècle, hysterischen Männern, sondern unter verständigen und ernsthaften Leuten, wer wohl schon einen Uebermenschen lebendig gesehen hat.

Außer den Direktoren der Irrenhäuser und denen der Strafanstalten wird sich schwerlich Jemand melden.

Aber in den Romanen, da laufen sie, ihrer eigenen Natur zuwider, in Massen umher, so daß man sich erstaunt fragt: Mein Gott, wo hatt' ich denn meine Augen, daß ich gar nicht sah, wie die Welt voller Uebermenschen ist? . . . .

. . . . . .

Manuela (schon der „süße" Name sagt, daß sie kein Ueberweib ist) hat einen gewissen Jost geheiratet und ist gestorben. Jost hat dann eine

Jungfrau Namens Sigrid geheiratet, Manuelas Gesellschafterin. Es geht ein Gerücht, beim Tode Manuelas wäre nicht alles mit rechten Dingen zugegangen.

(Aha! Jost, Sigrid — das klingt auch schon anders als Manuela!)

Da kommt über See ein exotischer Millionär.

Das ist ein Kerl! Er war der Schrecken der Seeräuber. Er besitzt: 1. eine märchenhaft eingerichtete Jacht, die er gelassen zu einem Spottpreise verkauft, damit er nicht, einem Versprechen gemäß, der ihm unsympatischen Frau Sigrid eine Fahrt darin gestatten muß; 2. einen echten Dajack, dessen Gehen dem lautlosen Schwingen einer Fledermaus gleicht; 3. eine sechzehnjährige echte Malayin mit dem süßen Namen Liukai; 2 und 3 von unerhörter Treue, denn er hat sie aus den Händen von Sklavenjägern und Menschenfressern befreit; 4. zwei Hunde, deren gleichen die Welt nicht sah, groß, tapfer und stark wie Löwen; 5. eine phänomenale Meisterschaft in allen ritterlichen Künsten — einschließlich natürlich im Radeln.

Er ist Manuelas Jugendgeliebter, Josts Jugendfreund, und — selbstverständlich — der Rächer.

Innerhalb fünf Minuten hat er Sigrid in sich verliebt gemacht, eine Kleinigkeit, über die sich Jost aber doch ärgert, ebenso wie über perfide

Anspielungen auf schlechtes Gewissen, und, last not least, über Niederlagen im Sport, die ihm der Exotische beibringt.

„Nun, das ist doch klar: der Autor will die Marlitt parodieren!"

Ja, wenn der Schluß nicht zu herbe wäre für die Gute:

Jost fällt über den Jugendfreund her und will ihn erwürgen. Der Dajack ergreift eine daliegende Handel und schlägt den Angreifer in den Rücken.

Es ist Pech, denn der Exotische hat, durchaus Marlittsch, ein ritterliches Ende gewünscht, ein Duell. Aber das geht nun nicht mehr.

Sigrid übernimmt die Pflege des zum Tode verletzten, der aber — und das ist der Haken — möglicher Weise noch Jahrzehnte lang als vegetierendes Halbwesen seiner Pflegerin lästig fallen kann. Sie bringt ihm eine unverantwortliche Dosis Morphium und Chloral bei.

Jost erwacht aus einem Totenschlafe, nicht sehr vertrauensvoll in die Zukunft blickend. Er hört seinen Gegner im Zimmer über sich kramen. Er ruft ihn zu Hilfe. Jener kommt auch ritterlich herbei, und nach einer kurzen, aber ziemlich edeln Aussprache drückt er dem Jugendfreunde einen geladenen Revolver in die Hand und läßt ihn allein.

„Ja, das ist allerdings nicht mehr so ganz Marlittsch. Es ist ein Gemisch von ihr und Geschichten wie der Rote Pirat und seine Geheimnisse, eine Jugendschriftstellerei, die so recht geeignet ist, die Phantasie der Knaben zu verwirren."

O nein, das ist nicht für die Jugend geschrieben, sondern für die lieben Erwachsenen; und es war in einer Wochenschrift zu lesen, die unbestritten auf der Höhe der „Moderne" steht.

Siehe da das Rezept, einen Kolportageroman in moderne „Schriftstellerarbeit" umzuwandeln. Mit wenigen Strichen ist es gethan.

Jost und Sigrid haben etwas edles, und sind dabei doch recht gemeine Naturen. Starkgeistig ist besonders Sigrid — die Frauen sind das gewöhnlich mehr als die Männer — und dabei offenbar ziemlich unwissend. (Das mag sich ja auch wohl häufiger vereint finden, als man denken sollte.) Beide sehr erpicht darauf, unter Niedertretung der Schwächeren „sich auszuleben." (Sich ausleben muß Jeder, der ein bischen was vorstellen will.)

Der Exotische trieft von Edelmut. Dennoch hat er einmal vom sichern Mastkorbe aus Dutzende im Augenblick wehrloser Seeräuber niedergeknallt. Exotische Millionäre, die sich mit den Wilden herumschlagen, bekommen eben gar leicht einen Stich ins Uebermenschentum.

Denn das ist die Lösung.

Die drei Helden, aus Widersprüchen zusammengesetzt wie Nietzsches Musterbild selbst, sind Uebermenschen.

Der Verfasser hat sich legitimiert als Einer von der „Moderne".

Ins Höhere.

„Ans All zurück!"

Das ist noch einmal ein Titel! Ein Schauer des Geheimnisvollen durchweht ihn, andächtig warten wir darauf, zu den tiefsten Tiefen alles Wissens und Ahnens geführt zu werden.

So kommt es auch.

Eine junge Dame mit sehr schönem Vornamen und unbeschreiblich anziehenden, tieftraurigen, unergründlichen Augen — solche gab es von jeher viel in Romanen — verkauft Haselnüsse. Die Händler reißen sich darum, weil sonst Niemand so große Haselnüsse zu ziehen versteht. Das Geheimnis verrät uns die Anziehende selbst: es ist Entendünger.

Die Dame erhält Besuch von ihrem Gegensatz: gesund, lebenslustig, ziemlich einfältig. Beide zusammen — und das ist das Delikate dabei — bilden einen Uebermenschen. In der

That, wenn man bedenkt, daß in Nietzsches Uebermenschen die krassesten Widersprüche sich vereinen, muß man die Genialität dieses Gedankens rückhaltlos anerkennen.

Die Gesunde ist verlobt und verliebt; aber sie betet die mit den unergründlichen Augen an, was für geschmackvolle Leute nicht angenehm zu lesen ist.

Sie reisen zusammen auf das Gut eines Onkels, das die mit den Haselnüssen bewirtschaftet. Der Onkel, ein alter Junggeselle, hat ihr sein ganzes Hab und Gut testamentarisch zugesichert. Er möchte gar nicht, aber er muß. Sie trinkt nicht Champagner mit ihm, ist ihm geradezu verhaßt — aber er muß, denn sie ist ihm zu dämonisch.

Die Anziehende liebt Pflanzen und Tiere, selbst das Allernatürlichste, wie die Geburt eines Kalbes, ist ihr nicht im mindesten unangenehm.

Als aber eine Magd, die sich in einen Knecht verliebt hat und — na, und so weiter — sie anfleht, sie nicht wegzujagen, dreht sie sich voll Ekels ab und jagt sie doch weg. („Zwei Tiere haben einander erkannt" — würde Nietzsche das Verhältnis gestraft haben.)

Bis hierhin ist ja alles gut und schön, nur konnte die Verfasserin sich kürzer fassen, indem sie

ſich auf die betreffenden Stellen im „Zarathuſtra“ bezog.

Aber nein. Das war doch nicht wohl thunlich, denn am Schluſſe fällt ihr ſelbſt etwas ein.

Die Geſunde und Einfältige hat kein Geld und kann deshalb nicht heiraten. Da erkennt die mit den unergründlichen Augen, daß die andere eigentlich die Rechte iſt, die für's Leben übrig bleiben muß. Sie verzichtet zu ihren Gunſten auf das Vermögen des Onkels und — geht weg. Wohin? Ans All zurück? Oder ſind ihre Kühe und Kälber das All? Eine Kuh fühlt ihren Hunger doch im Grunde recht individuell.

Es bleibt etwas Geheimnisvolles, und ſo kehren wir befriedigt und erſtaunt, mit erweitertem Geſichtskreiſe, aus dem All in die Tageswelt zurück.

Noch höher.

Die Philoſophen ſagen, ohne den Tod gäbe es auch kein metaphyſiſches Bedürfnis. Nun iſt die Furcht vor dem Tode zunächſt ein Gefühl, das wir mit jedem Wollſchaf teilen, ein gemeines Gefühl. Aber es iſt einer Veredelung fähig.

„Zum höchſten Daſein immerfort zu ſtreben —“ das iſt alles, was ein vollkommener Menſch

von sich für sich verlangt. Wissen, Vernunft, Geschmack vermehrt er täglich und stündlich. Aber was ist das alles? Erreicht er jemals einen festen Punkt? Ist es nicht im Grunde nichts als Uebung?

Nur der seichte Bildungsphilister schätzt das erlernte, weil er es eben weiß. Für den Strebenden ist es kaum mehr als das Mittel zu immer höherer Thätigkeit. Er kann niemals sagen: hier stehe ich und hier bleibe ich. Nach kurzer Frist aber kommt der Tod und macht allem Streben ein Ende.

„Und ist, als wäre nichts gewesen."

Denn daß das Gedachte und Gethane nun in Andern fortwirkt, geht den Sterbenden im Grunde wenig an; von ihm, von seinem Persönlichsten, ist es ein für allemal abgelöst. Es hat damit eine eigene Bewandnis.

„Dein bestgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit Dir selber hadern,"

sagt Goethe. Als ihm schon der Lorbeer so unangreifbar das Haupt bekränzte, wie kaum Einem Lebenden vor ihm, war ihm die Stellung der gelehrten Zeitgenossen zu seiner Farbenlehre wichtiger als sein Dichterruhm.

So hat er sich denn seinen eigenen Unsterblichkeitsglauben gebildet. Immer kehrt der Gedanke wieder: Das gewöhnliche stirbt wirklich;

die Natur nimmt den Leib in ſich, und verwendet ihn, die ewigſchaffende, zu neuem Leben; wer ſich aber auszeichnet, großes leiſtet, den erhält ſie ſich perſönlich auch nach dem Tode des Leibes. Er äußert Eckermann gegenüber, offenbar im Ernſte, er hoffe nach ſeinem Tode auf einem andern Stern zu erwachen, wo denn auch noch „Nüſſe genug zu knacken" ſein würden.

Wenn es uns nun auch kaum gelingen wird, an dieſe Unſterblichkeit in realerem Sinne zu glauben, als man etwa an ein Schönheitsideal glaubt, ſo wird doch Niemand dem Alten die höchſte Bewunderung verſagen, der nach einem Leben voll Mühe und Arbeit von keiner doch ſo wohlverdienten Ruhe wiſſen will, ſondern ſich nichts beſſeres weiß, als „immer fort zu ſtreben."

Plauſibler für den Verſtand erſcheint zunächſt Schopenhauers Nichts, das auf den erſten Anblick ſo fürchterliche Nichts. Aber wie angenehm enttäuſcht uns der alte Weltverneiner; ja, wenn dein Nichts ſo iſt —. Aber alsbald regt ſich auch der kritiſierende Verſtand. Wie, Herr Schopenhauer, wenn ein Andrer ſolche Weltanſchauung geäußert hätte? Würden Sie ihn nicht einen ſeichten Optimiſten genannt haben? Dies Nichts als einen ſo entzückenden Zuſtand zu denken, dazu berechtigt uns doch im Grunde — Nichts.

Nun eben, wird man einwerfen, das ist es ja — Nichts.

Ein vertracktes Ding, dies Nichts. Unmöglich, es in logischer Form zu verneinen. Aber es bejahen? Ein bejahtes Nichts?

Und auch das Gefühl lehnt sich auf.

Das Trostlose an Schopenhauers Philosophie ist nicht eigentlich sein Pessimismus. Sondern es ist dies, daß er, selber ein Fürst des Geistes, für die Großen unter den Menschen nichts besseres weiß, als daß sie, gebrochen an dem unvermeidlichen Undank der Zeit, die Welt verneinen und sich fürs Nichts bereiten . . .

So wollte Nietzsche es nicht. Daß er ihn für seinen eigensten Gedanken hielt, den Gedanken von der ewigen Wiederkunft, während er ihn thatsächlich aus der lange Jahre zuvor betriebenen Lektüre der alten Stoiker entnommen hatte — das ist wieder Sache der Psychiatriker.

Hier ist nur wesentlich: der Gedanke taugt nichts.

Alles soll sich in Ewigkeit wiederholen, wieder und wieder, genau so, wie es jetzt geschieht, „auch ich und Du im Mondschein am Thor von ewigen Dingen flüsternd."

Also auch dem erhabensten Geiste bleibt kein anderer Trost, als daß er immer wieder auf den

Punkt anlangt, von dem er ursprünglich herausgewachsen ist.

Wie winzig klein die Weltanschauung des „Uebermenschen" neben der des alten Goethe!

Und was sagt die Vernunft?

Ist nicht der Gedanke, daß der Welt nichts andres übrig bliebe, als immer wieder in endloser Wiederholung denselben Mechanismus abzuwickeln, recht eigentlich aus der Enge des menschlichen Horizontes geboren? Sollte nicht die unermeßlich reiche Natur solcher armseligen Beschränkung lachen?

Immerhin hat der Gedanke eine gewisse düstere Kraft, wenn man sich Nietzsches tiefinnerlichen Pessimismus vergegenwärtigt: alles, die ganze Weltgeschichte mit ihren äußersten Härten habe ich so gewollt und will es wieder so, bis in alle Ewigkeit!

Aber, der Frau Harun sei Dank, es giebt auch eine heitere Form des Gedankens von der ewigen Wiederkunft.

Wir sahen vorhin, wie diese Dichterin ein Uebermädchen den Herrn Schwager, der allzudreist wird, kurz und bündig totschießen läßt.

Die Situation ist kritisch. Die Geschworenen in Deutschland haben leider keinen Funken von der romantischen Galanterie der französischen; dem armen Uebermädchen bleibt nichts besseres

übrig, als ſich ſelber auch hinabzuthun, und ſie iſt auch ſogleich dazu entſchloſſen. Aber die Laune läßt ſie ſich dadurch nicht verderben. Das iſt nur ein Uebergang, meint ſie; ich werde wiederkommen, und die Zeiten werden immer beſſer. Iſts nicht in der nächſten Generation, dann in einer der ſpäteren, einmal erlebe ichs doch, daß wir Weiber das Heft in die Hand bekommen, und dann ſollt ihr Männer was erleben!

Des Meiſters Lehre von der ewigen Wiederkunft erſcheint alſo hier in einer milden Verklärung. Nennen wir ſie: die Lehre vom fidelen Wiederſehen.

Wieder hinunter.

Nicht immer iſt Frau Harun auf ein düſteres Ende erpicht. Aber ein bischen Pulverknallen am Schluſſe liebt ſie.

Und ſie iſt gerecht: es giebt doch auch Männer, die ſie gelten läßt.

Ein Maler mit ſtachligem Haar und von der modernſten Richtung. Uebermenſch.

Er hat — geheiratet. Geheiratet? Und ſo was will —

Wartets doch ab! Er hat ja eine geheiratet, die ſich dazu erſt ſcheiden laſſen mußte.

Ach so. Dann darf er mitreden.

Das junge Paar zieht nach München. Die Frau fühlt sich unglücklich. Sie wohnen vier Treppen hoch, leben einsam und sie erfährt aus ihrer früheren Gesellschaft nur, daß man sie mißachtet.

Den Uebermenschen ärgert ihre Gethue, und als sie sich voll Sehnsucht nach Liebe und Trost ihm um den Hals werfen will, sagt er streng: „Unvornehm, Ella, höchst unvornehm."

(Vornehm ist hier im Nietzscheanischen Sinne gebraucht.)

Er hat einige Wochen keine Lust zum Malen.

Wie nun der Meister aus seiner Gedankenhöhe nach nächstem und allernächstem verlangt hat, so kauft sich der Maler eine Hobelbank, kocht sich Leim und verrichtet Tischlerarbeiten.

Die Frau kann weder den Leimgeruch noch die beharrliche Unfreundlichkeit ihres Mannes vertragen und fühlt sich von Tage zu Tage unglücklicher, was eine sich ebenso regelmäßig steigernde Grobheit seinerseits zur Folge hat.

Hier muß man gestehen, daß Frau Harun sich auf die Erregung kräftig menschlichen Gefühles versteht. Wer empfände nicht den Wunsch, mit dem Herrn Maler ein ernsthaftes Wort zu reden, und wenn das, wie zu erwarten, an dem ganz Unabhängigen abprallt, ihn durchprügeln? —

Bald ist der Uebermensch des Geplärres satt, kauft sich einen Revolver und schießt ihn im Zimmer auf seine vor ihm stehende Frau ab.

Er muß ein miserabler Schütze sein, denn er schießt trotz der günstigen Umstände gänzlich vorbei.

Und der Erfolg?

Nun die Frau sieht ein, daß sie im Unrecht gewesen ist und fällt dem Uebermenschen jauchzend um den Hals, worauf es für das mal bei dem Geschehenen sein Bewenden hat und das Künstlerpaar sich einen vergnügten Abend macht.

? ? ?

Anders, versteht man wohl,
als sonst in Menschenköpfen,
Malt sich in diesem Kopf die Welt.

Non plus ultra.

Sie nennt sich Hans. Sie teilt gern spöttische Seitenhiebe gegen das Uebermenschentum aus. Sie verhöhnt eine gewisse Schriftstellerei: „Marcro — eigentlich hieß er Veilchenfeld — schrieb Artikel über ‚das neue Weib' für illustrierte Familien- und Frauenblätter. Das Sujet ging und bezahlte sich gut."

Die unglaublichsten Kunstwerke der Natur, Käfer, die sich unentdeckbar in Form und Farbe

eines mit Flechten bedeckten Zweiges anpaſſen, Schmetterlinge, die ſitzend von einem grünen Blatte kaum zu unterſcheiden ſind, erreichen keine höheren Zwecke, als ihre gröbſte Handwerkerarbeit, die ſandgelbe Farbe der Wüſtentiere und ähnliches. Wer getäuſcht werden ſoll, danach richtet ſich in dieſen Fällen die Mühe, die ſich die Natur giebt.

Mimikry nennt man das Manöver.

Allzuſcharfe Sinne ſcheint Hans bei ihrem Publikum nicht vorauszuſetzen.

Ich glaube übrigens, ſie hat ſich ausgegeben. Ueber „die Sembritzkys" kommt ſie nicht mehr hinaus.

In Einem iſt ſie unerreicht, man darf wohl ſagen, in der ganzen deutſchen Litteratur: es iſt die Sprache.

Man weiß, wie groß einem Leſſing das Wageſtück erſchien, in die deutſche Schriftſprache das eine neue Wort „empfindſam" einzuführen.

Hans lacht über ſo altjungferliche Bedenklichkeiten.

Aus ihrem unerſchöpflichen Vorrat nenne ich an dieſer Stelle nur „grapſchen" und „blubbern" — jenes mir von der Kinderſtube her in guter Erinnerung, während „blubbern" erſt aus dem Zuſammenhange — nicht begriffen, aber doch genoſſen werden kann.

„Die alte Lehndertz bei Frentzens hatte ‚Su'

auf Felix Treppenſtiege geſehen und der Geheimrätin gepetzt. Su leugnete natürlich. Er dito. Aber es half nichts."

„Lotte hatte nur den einen Gedanken: Arnold Wiegand zu einer Heirat zu zwingen. Er ſollte ſie heiraten.

Sie war ſeine Geliebte. Bon. So verſuchte ſie es auf die Weiſe der Geliebten."

Im Lapidarſtil drückt man ſich aus, wenn jeder einzelne Satz ſo viel ſagt, daß er wuchtig für ſich allein daſtehen kann. — „Er dito." „Bon".

Die Sprache wird hier zu einem Wunderwerk von Charakteriſtik, und Hans erreicht das, ohne ſich den mindeſten Zwang anzuthun. Mit ſouveräner Nichtachtung hüpft und tollt ſie jenſeits aller Geſetze und Ueberlieferungen dahin. Was geht ſie und ihr Publikum die hohe Geſtalt des Meiſters der deutſchen Sprache an! Können wir nicht über Goethe hinaus, ſo tanzen wir an ihm vorüber. Evoë! Der Lebende hat Recht, und „es bezahlt ſich gut", ſagt Macro, eigentlich hieß er Veilchenfeld.

Nietzſche ſpricht, mit vollem Rechte, vom „gläſernen Auge" des Künſtlers, der nach moraliſchen Stoffen ſucht.]

Im glücklichen Formelglauben des Jüngers wie er ſein ſoll, haben die Seinen gedacht: Mo-

raliſche Stoffe hat der Meiſter verboten. Vorwärts alſo, ins Unmoraliſche!

Ein Augenblick der Beſonnenheit müßte ſie darüber ins Klare kommen laſſen, daß das Suchen nach Unmoraliſchem künſtleriſch dem Suchen nach Moraliſchem gleicht — man möchte ſagen mathematiſch.

Aber wer mag dem Zuge der Bachanten Beſonnenheit predigen?

Ein ſechzigjähriger Bildhauer beſucht eine blutjunge Schülerin, Lotte von Sembritzky, in ihrem Atelier, wo ſie eben ein Werk vollendet hat, nämlich den Mann der Zukunft, natürlich ein fratzenhaftes Ungetüm. Den wüſten Schatten ihres Wollens nennt Hans das Werk, als der furor wieder über ſie kommt.

Der Lehrer bleibt nicht recht bei der Sache. „Lotte", murmelt er, „kleine ſüße Lotte."

Er zieht ſie an ſich trotz allen Sträubens, denn der alte Menſch verfügt über eine gewaltige Körperkraft; es iſt „die Kraft der großen Marmorblöcke, der Koloſſalmonumente."

Hans kann ſich einen Mann, der Koloſſalmonumente ſchafft, nur als einen Kerl mit Rieſenarmen und Gorillafäuſten vorſtellen. Ein kleiner Zug, aber ungemein bezeichnend. Wenn eine poetiſche Jungfrau mit einem Baumeiſter verlobt iſt, wird ſie unfehlbar ſtolz darauf ſein, daß

eine Hand, die Stein und Eisen regiert, ihr Haar streichelt.

Es geht nun fix. „Sie war zwischen seinen Knien. Sie bebte. Sie weinte."

Ein stummes Ringen, während dessen Hans Zeit findet, die Möbeln des dürftigen Ateliers zu beschreiben.

„Ein Augenblick — aber Lotte Sembritzky war ein Weib geworden in ihm."

Nach seinem Kam sah flegte ist es immerhin bescheiden von dem alten Hünen, daß er nachher Lottens Beine anbetet.

Ganze drei Seiten vorher sitzt Lottens Bruder, ein Offizier, in seinem Zimmer und hat Besuch.

Wems gefällt, mag das Kapitel nachlesen. Es schließt: „Er hatte noch zwölf Mark in der Tasche für den Monat. Er gab ihr zehn."

Ich weiß wohl, daß Goethe keineswegs innehielt, wenn ihn die organische Entwickelung seines Gegenstandes auf den letzten Akt der Natur führte.

Aber das ist es bei denen von der Moderne nicht. Sie würden sich für elende Schwächlinge halten, wenn ihnen je ein Roman beiginge, in dem nicht mindestens eine unzweifelhafte Szene vorkäme.

Eine Kleinigkeit war übrigens noch zu erwähnen: Der alte Bildhauer ist verheiratet.

Natürlich muß seine Frau in Scheidung

willigen, obwohl sie durchaus keine Neigung dazu hat, sich sogar persönlich zu Lotte begiebt, und sie anfleht, zu verzichten.

Da kommt sie an die Rechte.

Vortrefflich versteht Hans die Kunst, nur so eben anzudeuten, auf welcher Seite ihre Sympathie ist.

Die Ehefrau verwirrt sich, „haspelt, blubbert in ihrer Not“ . . .

„Sie weinte. Sie schnüffelte. Ihr Kinn zitterte mit den schweren Fettmassen des Halses. Sie war häßlich. Sie war abstoßend.“

Sie führt „Dienstmädchenargumente“ ins Feld, nämlich die Heiligkeit der kirchlichen Trauung.

Die Berliner Dienstmädchen müssen wirklich im ganzen Reiche böswillig verleumdet sein, wenn allein noch in ihren Händen die Hochachtung der kirchlichen Trauung liegt.

Lotte benutzt die Verheiratung ihrer Schwester mit einer „guten Partie“, um sich einmal gründlich auszusprechen.

„Und wenn sie untergegangen wäre, was ihr untergehen nennt, sich einem Manne gegeben hätte, weil sie kein Geld hatte, daß er sie heiratete. Sie wäre glücklich gewesen, hätte Freude gehabt und

Andere hätten ihr wieder ge-

geben, was der Eine ihr genommen" — — — — — ? ? — — — hm, hm. — — ? — So? ?

„Es sind ja nicht die Frauen, die wirklich was thun, die zu nichts kommen in unsrer Gesellschaft — die andern, die man tot und stumm macht mit den alten Ammenmärchen von Not und Schande, die für die Dummen sind, die nicht mitgrapschen können in einer Gemeinschaft, wo alles grapscht und nimmt."

Wie schon gesagt, Bachanten läßt man vorüberrasen. Nur dem Schlusse des Dionysosliedes müssen wir uns wieder aussetzen, denn er ist so typisch, daß wir mit ihm unzählige seines gleichen kennen lernen.

„Ja sagen zu sich selbst, stolz sein, ehrlich sein. Die anständige Frau ist, die will und nicht wagt. Die andere wagt und ist unanständig."

Welch hübsche Modernisierung des veralteten Ich habs gewagt!

„Das Leben wird einst das Verdikt über beide fällen, die hat gelebt und die nicht. Die war heilig und die menschlich. Und Heilige giebts nicht, aber Menschen giebts! Menschen solls geben! Und zum Leben sind wir geboren in die lebendige schaffende Welt!"

Jeder, der Nietzsche gelesen hat, weiß, das alles dies seine Aussprüche sind, aus seiner streng geformten Sprache ins vulgäre übersetzt — mit einer Ausnahme. Einmal nämlich zitiert sie ihn wörtlich.

Es gehörte Schopenhauers Geist dazu, das Wort zu prägen von der Verneinung des Willens zum Leben.

Das Wort in seinen Gegensatz umzudrehen, war erheblich leichter, besonders, wenn man sich mit den Anforderungen feiner litterarischer Erziehung nicht weiter abgiebt, und vor einem solchen Paukenschlage wie „Ja sagen zu sich selbst" nicht zurückschreckt — war es vielleicht ein dunkles Gefühl von der Unzulänglichkeit seiner Lehre, das den im Grunde ästhetisch fühlenden Nietzsche zu solchen Todsünden wider den guten Geschmack verleitete?

Jedenfalls wirkt es wie ein gräulicher Mißton, derartige Entgleisungen eines bedeutenden Mannes in „schöngeistiger" Unterhaltungslitteratur wörtlich abgeklatscht wieder zu finden — und wie oft geschieht das!

Sachlich nur ein Wort: fern sei es, sich in einen Tugendmantel zu hüllen und menschliches nicht menschlich zu beurteilen. Aber noch abstoßender als der Tugendstolz ist das Sichspreizen mit der zügellosen Hingabe an die Begierden —

denn auf weiteres kommen dieſe ſtolzen „Freiheiten“ im Grunde nicht heraus. Alles, was wir Kultur nennen, iſt zuletzt ein Zwang; wer das, was Goethe über ſich ſelber geſchrieben und ſonſt geäußert hat, aufmerkſam lieſt, erkennt, daß das Leben dieſes freieſten Sohnes der modernen Kultur ein fortgeſetzter Kampf und Sieg über ſich ſelbſt geweſen iſt.

Aber es hilft nichts, wir müſſen von Goethe zu Hans zurück.

Lotte bekommt natürlich ihren Bildhauer. Sie ſagt nun ſehr entſchieden Ja zu ſich.

Sie weiß die Kniffe und Pfiffe der Toilettenkunſt, die aus der Kleidung der „ſich bewegenden Frau das Kunſtwerk machen, das das rohe Begehren weckt und dem edelſten Schönheitsſinne ſchmeichelt. Sie war die wiſſende, bewußt gewordene Frau, die Weib ſein *wollte* mit allen Mitteln des Verſtandes, der männlichen künſtleriſchen Bildung, die neue Frau, die kommen wird, die

Diagonale

von Meſſalina und der Doktorin der Medizin, die ſiegen wird *und die ſchrecklich ſein wird*.“

Ja, ſchrecklich wird ſie ſein. Ob ſie aber auch dem „edelſten Schönheitsſinne ſchmeicheln“ wird, dieſe am Horizont drohende Diagonale, das könnte man denn doch bezweifeln.

Zum Schluſſe befinden wir uns in einer Kunſtausſtellung. Lotte, die ſchreckliche, hat ihren Mann ins Bad geſchickt und läßt ſich am Arme eines Kurmachers beſtaunen. Sie hat ein Marmorbild ausgeſtellt, ein recht vertracktes Ding.

Sie hat vortreffliches Material gewählt, nämlich „Sonnendurchpulſten" Marmor.

Das iſt zwar nicht allein ſchwülſtig, ſondern auch falſch geſehen. Aber gerade falſche Kraftworte werden von den Damen bevorzugt; ſie ſind ſicher, daß noch Niemand vorher darauf gekommen iſt.

Eine nackte Frau, an Felſen geſchmiedet.

„Sie hat ſich etwas gebäumt in der Agonie.

Der Körper löſt ſich im Bogen von der Platte, ein ganz moderner Körper (??), wie ihn die Moderne liebt, ein Körper der Nixen und Heiligen, der — ewigen Impotenten" — nein, Hans, ſo grauſam iſt die Natur doch nicht, daß ſie die Impotenten ewig am Leben ließe.

„Der Kopf bleibt zurückgebogen wie in ſouveränen Schmerz und Hohn."

Diagonale — ſouveräner Schmerz und Hohn — ſollte Hans nicht doch am Ende lieber beim ehrlichen Deutſch bleiben?

Warum läßt ſie das Marmorbild nicht ſtatt dieſer komplizierten Beſchreibung kurz und bündig blubbern?

Statt deſſen entſendet es zu guter Letzt noch „einen Blick der Wolluſt, der Grauſamkeit und der Verachtung.“

Vermutlich drückt das eine Auge Wolluſt und Grauſamkeit aus, während das andere verachtet. Nur ſo ließe es ſich auch erklären, daß der Blick „das Blut gefrieren macht, indem er es aufpeitſcht.“ Es wird wohl darauf ankommen, ob man rechts oder links ſteht.

Das Publikum „trumpft Schlagworte.“

Ein Leutnant dagegen äußert, es ſei „eine be . . . . . Welt.“

Hübſch iſt es nicht, daß er ſich in einem Roman, den eine Dame ſchreibt, ſo ausdrückt, aber nachfühlen kann man es ihm.

Zum Schluſſe kommt die überraſchende Mitteilung, daß Lotte an die Renaiſſanceſtauen erinnert, an die Fürſtinnen der Borgia und Eſte, „deren Porträts man aufbewahrt hat.“

Das Weib der Zukunft wäre alſo doch eigentlich ein Rückſchlag?

Was ſoll das überhaupt?

Wie kommt Hans auf den Einfall, urplötzlich, ohne äußern oder innern Zuſammenhang die italieniſche Renaiſſance heranzuzerren?

Hat ſie jemals eines jener Porträts geſehen, „die man aufbewahrt hat“, wie ſie tiefſinnig und ſachkundig hinzuſetzt?

Ein gesundes, unbefangenes Auge kann sich doch nicht ernstlich darüber täuschen, daß die Renaissancefürstinnen andern Geistes gewesen sind, als unsere Zeitgenossinnen, und ganz besonders, als die „Moderne". Daß sie — dem Hohn dieser Moderne sei es preisgegeben — sehr viel wirtschaftlicher empfunden haben; daß sie bei all ihrer Renaissancebildung doch Hausfrauen gewesen sind, wenn auch die Frauen fürstlicher Häuser; daß ferner ihr Ehrgeiz weit mehr ein politischer als ein künstlerischer gewesen ist; und daß sie — last not least — den ewigen Kampf zwischen Sitte und Natur keineswegs so glatt und einfach mit einem lustigen Jasagen zu sich selbst beendet haben, wie die „Moderne", sondern, daß die noch so oft mit einem Fußtritt heimgesandte Sitte sich immer wieder erhob und durch echte, ungeheuchelte Gewissensbisse zu rächen wußte.

Die Sache wäre nicht der Erwähnung wert, wenn man ihr nicht so oft begegnete. Wer ein bischen was sein will, läßt in seinen Romanen diese Borgias und Estes auftauchen, wenn ihm selbst auch noch so unbegreiflich ist, was sie da eigentlich zu thun haben.

Goethe war der erste, der die italienische Renaissancewelt, erfüllt von dem Eindrucke der unvergänglichen und niemals erreichten Werke ihrer bildenden Kunst, mit einem Blicke seiner

wunderbaren Augen in jenem ganz besondern Lichte sah.

Es ist interessant, wie dieser Funke, den sein überreicher Erzeuger achtlos liegen ließ, weiter gewirkt hat.

In Basel saß in einem alten Patrizierhause ein stiller Gelehrter, selbst einem Schweizer Patriziergeschlechte entstammt. Er verfolgte den Goetheblick, vertiefte sich ganz in jene Welt, und baute sie auf als farbenprächtiges Epos von Herrennaturen und gottgeborenen Künstlern.

Sein Landsmann Konrad Ferdinand Meyer bemächtigte sich des Stoffes, ihn noch phantastischer aufbauschend, während der größere Gottfried Keller, vielleicht die Gefahr erkennend, ihn nur von ferne gestreift hat.

Nietzsche war der wunderliche Einfall vorbehalten, die Zustände dieser Renaissance, die seine Vorgänger als betrachtende Künstler angezogen hatte, für das erstrebenswerte Ziel unseres Daseins zu erklären.

Unhistorisch, übertrieben, einseitig, fanatisch wie immer behandelte er den in Wahrheit so vielgestaltigen, ja rätselvollen Stoff — und nun hat ihn die Moderne.

Die Großväter.

Goethe hat einmal geäußert, Schiller hätte nicht anders gekonnt, als jedem Stoffe, den er anfaßte, ſeine eigene Größe aufzudrücken.

Ein König des Geiſtes, von der geborenen Majeſtät ſeines Standesgenoſſen redend, wünſcht in höchſt vornehmer Form ein wenig Mäßigung. Denn ein Tadel liegt da verſteckt.

Dichter erſten Ranges, wie Goethe ſelbſt, Shakeſpeare, die Griechen, wußten, daß alles, was Liebe heißt, glückliche oder untergehende, andere Ausdrucksmittel verlangt, als die ſchwere Wucht der Heldengeſänge und Dramen. Sie handelten danach, ohne daß ſie beſonders darüber nachzudenken brauchten, wie andere Leute bei Gebirgswanderungen keinen Cylinderhut aufſetzen.

Aber Schiller ſtand gar kein andrer Ton zu Gebote als Pathos. Das Organ für Lyrik fehlte ihm, was ja übrigens ſchon wiederholt ausgeſprochen iſt. Man vergleiche die Rodomontaden des Ferdinand in „Kabale und Liebe“ mit den Naturlauten des Othello; den Gouvernantenton Theklas und das Koſen Goetheſcher Mädchengeſtalten.

Schillers Verliebte nehmen ſich ſelbſt ohne Ausnahme viel zu pathetiſch, um wahr zu ſein.

Daher seine Flachheiten und Geschmacklosigkeiten, die Schopenhauer und Nietzsche tadeln, und die ja wohl nicht wegzuleugnen sind; wenn philosophierende Betrachtung und schwerflüssiges Pathos die Natur ersetzen sollen — was kann da gutes herauskommen?

Wie sich von selbst versteht, verdankt Schiller gerade diesem Fehler, nicht aber seiner geistigen Hoheit, die ihm bis heute stets treu gebliebenen Massenerfolge. Nichts zieht das profanum vulgus unwiderstehlicher an als falsches Pathos.

Solche Schlager wie

„Raum ist in der kleinsten Hütte,
Für ein glücklich liebend Paar"

die ertönen in — nun, in der „kleinsten Hütte", aber auch in vornehmen Häusern mit vielen und glänzenden Räumen, wo man sich seine „Ideale" nicht nehmen läßt und Goethe nicht recht traut.

„Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück
Ich habe gelebt und geliebet!"

Es ist die ihrem Vater sonst keineswegs unähnliche Tochter Wallensteins, die hier in majestätisch getragenen Tönen die Weltanschauung eines verliebten Nichts-als-Mädchens zum besten giebt. Was Wunder, wenn die Verse ihrer erhabensten Rührwirkung noch heute sicher sind!

Aber wo Schiller zu echten Tiefen eindringt, wie in der Gegenüberstellung des klugen und des

dämoniſchen Mannes in Illo und Wallenſtein, und in der wundervollen Bedeutung des Max für den Lebensinhalt des Friedländers:

„er ſtand neben mir wie meine Jugend ...
er machte mir das Wirkliche zum Schein,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
den Duft der goldnen Morgenröte webend" —

wer mag ihm da noch folgen? Sicher nicht die Leute, deren Herzen bei den berühmten Kraftſtellen höher ſchlagen oder erſchauern.

So ſehr nun unſere Modernen Schiller zu belächeln pflegen, ſo ganz ſind ſie gerade hier in ſeiner Schwäche ſeine Nachfolger. Sieht man von dem ſchlüpfrigen ab, ſo behandeln die heutigen Schriftſteller ohne jegliche Ausnahme ihre Liebespaare viel zu pathetiſch.

„Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme", wird heute noch mit Emphaſe an falſcher Stelle variiert, genau wie damals, als Wilhelm Hauff ſich darüber luſtig machte.

An ſich iſt der Ausſpruch ja ganz richtig: das Gefühl allein faßt den ganzen Menſchen, während auch der ſchärfſte Verſtand auf das angewieſen iſt, was er einzeln beobachtet. Aber wer hat denn überhaupt ein Schickſal?

Wir machen gelaſſen einen Umweg, wenn

Hochzeitswagen den Weg an einer Kirche verſperren, und wir fühlen uns nicht ſehr ergriffen, wenn wir die täglichen Verlobungsanzeigen in unſerm Lokalblatte leſen. Aber in den Romanen ſollen wir Spannung, Angſt, Verzweiflung, Rührung empfinden, weil Herr Müller und Fräulein Meyer, die ſich bei unbefangener Betrachtung in nichts von andern Leuten unterſcheiden, gar ſo viel Unannehmlichkeiten überſtehen müſſen, ehe ſie einander heiraten.

Ein großer Teil der Schuld liegt an der ſeit langer Zeit überhand nehmenden Berufsſchriftſtellerei.

Nietzſche bemerkt, eigentlich müßte Jeder, der aus dem ſchriftſtellern einen Beruf macht, kriminell ſtrafbar ſein, nur in ganz vereinzelten Fällen dürfe Strafloſigkeit eintreten.

Er hat nicht Unrecht, wenn er die Versdichter ausnimmt. Die ſchaden Niemand und haben nur ſich ſelbſt die Folgen eines müſſigen Lebenswandels zuzuſchreiben.

Aber es gehört denn doch eine unglaubliche Unverfrorenheit dazu, das Leben mit ſeiner Beſchreibung, mit der man enden ſollte, anzufangen. Und das geſchieht in der heutigen Litteratur durchweg. Nur die Berufsſchriftſteller, und unter dieſen nur die künſtleriſch unſelbſtändigen, jedem irgendwo gerade geltenden Schlagworte empfäng-

lichen Naturen, die als wackere Soldaten in einer der herrschenden Richtungen geradeaus marschieren, haben Aussicht, ans Ziel zu gelangen — abgesehen natürlich von Berlin, wo die selbständigen, eigenartigen, ursprünglichen Persönlichkeiten förmlich gezüchtet werden.

Allen Richtungen aber, sie heißen, wie sie wollen, ist die wunderliche Vorstellung gemeinsam, es gäbe auf der Welt eigentlich nichts wichtiges außer den Angelegenheiten der Liebe, so daß der Mensch nach seiner Hochzeit auf den Anteil des Lesers verzichten muß, es sei denn, daß einer der Eheleute oder beide einander untreu werden.

Nicht allein die Neuromantiker, Symbolisten, Mystiker und wie sie heißen, denen man es noch am ehesten zu gute halten könnte, sondern auch, drolliger Weise, unsre Realisten und Naturalisten gehen der wirklichen Welt geflissentlich aus dem Wege; jener bunten, aber ernsthaften und harten Welt endloser Kämpfe, häufiger Niederlagen und spärlicher Siege, jener Welt des Emporkommens neuer Geschlechter aus der Masse und des — unsrer höchsten Teilnahme werten — Sinkens, Stürzens in sie aus altererbtem Besitze, was nicht ohne verzweifeltes Ringen und Entfesselung aller Leidenschaften vor sich geht, hier und da, nicht eben häufig, durchglänzt von einem Zuge wirklicher Großherzigkeit.

Niemand, der Augen hat, zu ſehen, kann ſich darüber täuſchen, daß in unſerer Zeit der jähen Schickſalswechſel, denn ſie iſt ohne Frage (ſchwerlich zu ihrem Heil) ſo reich daran wie nur irgend eine Zeit zuvor, das Geſchick eines liebenden Paares unmöglich ein ſo wichtiges Ding ſein kann, und auch wirklich nicht iſt, wie in Zeiten einer feſtſtehenden Geſellſchaft. Die Liebenden werden mit fortgeriſſen im Wirbel, ſtatt daß ſich, wie in idylliſcheren Zeiten, das Leben um die Liebenden dreht.

In den Romanen iſt es umgekehrt: man erfährt wohl, daß draußen etwas vorgeht, man redet mit ernſthafter Miene vom „Milieu" — aber bei Licht beſehen iſt das alles Nebenſache, wenn nur brav geliebt wird.

Da führt uns Jemand in die Kreiſe der Berliner Hochfinanzmänner und hohen Beamten ein. So etwas hat zwar mit Kunſt nicht das mindeſte zu thun, iſt jedoch ganz nützlich einmal zu leſen.

Aber noch mehr. Der Held iſt als Student Angehöriger eines ſehr exkluſiven Korps geweſen, obwohl er von niederer Herkunft iſt. Natürlich hat er viele Feinde. Es paſſiert ihm eine aus Unüberlegtheit hervorgehende Entgleiſung in Geldſachen, und er wird cum infamia ausgeſtoßen.

Der Stachel brennt in ihm ſein ganzes Leben

hindurch. Er will die Welt zwingen, ihn wieder gelten zu lassen und er zwingt sie auch.

Nun ist es ja freilich billig und schlecht, jenen Ehrenkodex, der in Wahrheit vernünftiger ist, als die „Moderne" sich träumt, als ein Narrenrecht darzustellen. Aber wie der Einzelne die formale Strenge des Gesetzes für sich überwindet, indem er durch ein Leben der redlichen und erfolgreichen Arbeit jenen Fall wieder ausgleicht, und wie ihn eben dieser arbeitsvolle Kampf gegen ein immer wieder auftauchendes Gespenst zu einem ganzen Manne schmiedet, das ist menschlich anziehend und erhebend, und es zeugt von einer glücklichen Hand, sich diesen Stoff auszusuchen. — Aber Gott bewahre! So geht das nicht. „Seine Liebe" heißt die Erzählung — man wittert schon süßliches Salonparfüm. Jene ganze Verstoßung wurmt den Helden eigentlich nur, weil auch „sie" ihn aufgiebt. Als er sich zu hohem Ansehen emporgehoben hat und halb schon auf dem Ministersessel thront, taucht „sie" wieder auf, und der Sessel ist ihm Hekuba. Sie ist eines Andern Weib geworden. Die Sache läßt sich ungemütlich an, und der Verfasser sagt, daß es eine Katastrophe setzen wird. Wie man sich denken kann, behält er Recht; „er" giebt einen Schuß auf „sie" ab, worauf man ihn, nicht ohne Berechtigung, in ein Irrenhaus sperrt. Da sitzt

er nun, ſtatt auf dem Miniſterſeſſel, und iſt ſehr zufrieden mit ſich.

Angebot und Nachfrage — lieb Publikum muß es wohl ſo verlangen. Es beſteht eben zu neunundneunzig Hundertſteln aus Frauen, für die ja, ſie mögen ſich verſtellen, wie ſie wollen, die Frage ob Gretel ihren Hans bekommt, denn doch ein gut Teil wichtiger iſt, als die nach dem Weſen des Lichtes. Die geiſtreichſte und gelehrteſte, aber häßliche Frau gäbe all ihre Weisheit ach ſo gern für Schönheit hin — es darfs nur Niemand merken.

Die Männer aber der gebildeten Stände, ſeit ſie ſich der Politik zugewandt haben, ſtehen nun Gott ſei Dank glücklich auf dem Standpunkte, den Gotthold Ephraim Leſſing für ſeine Zeit annähernd überwand: ſie halten es nicht für eines erwachſenen Mannes geziemend, ſich ernſthaft mit Litteratur zu beſchäftigen.

Es iſt jetzt Reiſezeit. Was tragen ſie mit ſich, die würdigen, gewichtig um ſich blickenden, in den Wald, auf die Berge, an die See, überall hin, wo die Welt ſchön iſt? ... Ihre Zeitung.

Wer will hier Urſache und Wirkung auseinanderhalten? Hat die Teilnahmloſigkeit der Zeit die Verflachung der Litteratur verſchuldet oder iſt es umgekehrt?

Der Wonnesänger.

Ich schreibe für altfränkische Leute. Da darf ich wohl voraussetzen, daß der Leser ein Zitat aus dem „Sommernachtstraum" kennt:

Mich dünkt von Thränen blinke Lunas Glanz,
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume,
Um einen wildzerrissnen — — Männerkranz,

würde Heinrich Heine geschlossen haben.

In diesem Punkte war er seiner Zeit voraus. Die Witzblätter von heute beschäftigen sich gern mit dem Weibe der Zukunft, wie es im feschen Studentenkostüm durch die Straßen bummelt und flüchtende Männer um die Hüfte faßt.

Lange zuvor schon hat Heinrich Heine, wenn auch weniger die Frauen, so doch die Männer der Zukunft, die naturgemäß etwas trauriges an sich haben, dichterisch behandelt. Der verlassene Jüngling weint hinter der Treulosen her, die ihm erst so schön gethan und nun sein Herz gebrochen hat, sein Herz, mit dem er doch so abgründig tief lieb haben kann; und aus seinen Thränen macht er lauter Verse.

Goethe irrte niemals darin, wann ein verlassener oder abgewiesener Liebhaber wahre Teilnahme erwecken kann, und nicht jenes Bedauern, das durch einen Gran Verachtung ungenießbar

wird: wenn der Mann nämlich der beschränktere, dumpfere ist, in dessen enges und lichtloses Leben ein Frauenblick als einziger Sonnenstrahl gefallen und wieder erloschen ist: so der einsam bei seiner Heerde zurück gelassene Schäfer, so Brackenburg neben Klärchen, deren Anmut, Verstand und Temperament auch manch anderen Verehrer unscheinbar aussehen ließe.

Es ist nicht anders: Der Mann ist gerade hier der stärkere, die Jungfrau ist der Teil, der auf Verteidigung angewiesen ist. Ergiebt sie sich, so ist es leider nichts ungewöhnliches, daß der Sieger — sie sitzen läßt. Ein sitzengelassener Mann ist nun einmal eine Abgeschmacktheit. Daran wird auch garnichts geändert, wenn etwa die Frau mit Erfolg studiert hat und sich sogar besser als der Mann durchs Dasein zu kämpfen vermag.

Ja, gerecht ist das nicht, das ist nicht zu leugnen. Ihrem Verdienst verdanken die Männer diese Bevorzugung nicht. Aber es liegt auch nicht an ihrer größeren Schlechtigkeit, daß es so viel betrogene Mädchen und (wohlgemerkt: vor der Hochzeit!) so selten einen betrogenen Mann giebt: Die Natur hat es so eingerichtet, und dabei wird es denn wohl sein Bewenden haben, es sei denn, daß die Menschen hermaphroditisch würden.

Darum, weil sie aus einer Umkehrung der

Natur hervorgehen, klingen die Klagen Heines über ſein mehrfach gebrochenes Herz ſchwächlich, übertrieben, erlogen, ſo daß ein plötzlicher Uebergang von Goetheſcher Lyrik zur Heineſchen — an Rezitationsabenden anſcheinend nichts ſeltenes — anmutet, wie wenn in freier Bergluft ein Menſch vorübergeht, der ſich mit „Dörings Seife mit der Eule" gewaſchen hat.

Und darum lieſt es ſich wie eine ungeheuere Selbſtironie, wenn ein Frauenzimmer ein andres bewundernd apoſtrophiert: „Maria Thereſia, Du töteſt ſiebenmal an einem Tag!"

Seelenſtudenten.

Die „Leiden des jungen Werther" ſollte man konfiszieren und verbrennen, bis auf einzelne Exemplare. Dieſe übergebe man den Bibliotheken, wo ſie der Oberbibliothekar ſelbſt in Verwahrung nehme. Wer nun das Buch leſen will, hat ſich zunächſt vor ihm und den verſammelten Bibliothekaren einer ernſthaften und gründlichen Reifeprüfung zu unterziehen. Hat er beſtanden, darf er etwa die erſten zwanzig Seiten leſen.

Dann mag er dem Oberbibliothekar allein über das geleſene berichten.

Aeußert er ſich nicht weitſchweifig oder überfein

oder ſüßlich, ſondern beſcheiden aber nervose, ſo mag er zu Ende leſen.

Wie die Sachen jetzt liegen, daß nämlich allen Waſſerköpfen, bekanntlich die erdrückende Majorität der Menſchheit, dies koſtbarſte Proſawerk der Deutſchen zugänglich iſt, hört man Viele das Buch ſentimental und ſchwächlich nennen, Viele aber auch leiten ihre Liebesgeſchichten für Backfiſche, die ſie pſychologiſche Probleme nennen, von dieſem hohen Ahnherrn ab — und Leute von geſunden Sinnen geraten in Verlegenheit, welcher von beiden Sorten ſie die Palme des Banauſentums erteilen ſollen.

Dieſe Orakel des Geſchmackes leſen nämlich nichts andres heraus, als daß Werther ſich aus Liebesgram tot ſchießt.

Nein, ihr Braven: er giebt ſich den Tod, weil er keine Möglichkeit mehr ſieht, da zu ſein.

Eine für das harte Leben allzu zart empfindende Natur, von einer Kränkung, die von einer gröberen Epidermis wirkungslos abprallen würde, tief verwundet, begiebt ſich in die Gefahr der Einſamkeit und Unthätigkeit. Wird hier überall mißverſtanden, anders fühlend als andere Menſchen, immer wieder zu ſich ſelbſt zurück geworfen. Findet endlich eine Einzige, die ihn wahrhaft verſteht, mit ihm fühlt und ſich trotzdem in voller Harmonie mit Leben und Wirklichkeit befindet.

Sie erſcheint ihm wie das Paradies ſelber, himmliſch und verboten; zur Hölle wird ihm ſein eigenes Leben.

Er ſtirbt . . . . .

Dies iſt eine Steigerung, wie ſie in der Litteratur einzig daſteht, an Kraft nur von den beſten Dramen Shakeſpeares, an tief innerer Folgerichtigkeit überhaupt nicht erreicht.

Etwas vielleicht analog zu nennendes iſt in einigen Werken Beethovens, vor allem in jener Cismollſonate, die man, vermutlich um die Manier ſolcher Benennungen lächerlich zu machen „Mondſcheinſonate" geſcholten hat.

. . . . . .

Ein ſchlanker Jüngling mit hoher weißer Stirn, in geſchmackvoller, wenn auch etwas nachläſſiger Kleidung, augenſcheinlich ein hoch bedeutender Menſch. Aber ein müdes Lächeln liegt auf den feinen Lippen; das Lächeln des wiſſenden, entſagenden.

Was mag er alles erlebt haben! Große Schickſale haben ihn die Nichtigkeit des menſchlichen Haſtens und Treibens gelehrt. Seine Illuſionen ſind hin. Er hat die Menſchen, die er einſt liebte, verehrte, in Kataſtrophen, Verſuchungen geſehen. Keiner hat beſtanden. Er fühlte vielleicht einſt tief religiös. Aber ſeinem Grübeln hat der Glaube nicht Stand gehalten . . . .

Ach, liebe Unschuld! Mit so langweiligen Dingen schreibt man doch keinen Roman!

Verliebt ist er gewesen und sein Mädchen hat ihn betrogen. Daher der ungeheure Weltschmerz. Natürlich begiebt sich ein Wunder: er verliebt sich wieder.

Welch interessantes Problem! Vielleicht wird er abermals betrogen oder kann beim besten Willen nicht mehr ernstlich lieben: dann löst sich das Problem tragisch.

An sich wäre, da an eine Rückkehr zu Goethe vorläufig kaum zu denken ist, gar nichts dagegen einzuwenden, daß unsere Schriftsteller, wie es thatsächlich geschieht, durchweg Nachahmer der Franzosen sind. Die französische Litteratur steht heute nun einmal höher als die deutsche, und in unserem politischen Zeitalter können wir ja dem von seiner politischen Höhe so tief und endgültig gestürzten Volke diesen Ruhm gönnen.

Aber es ist erstaunlich: unsere Seelenstudenten haben es fertig gebracht, sich, bei so viel tüchtigen Vorbildern eine ans Unheimliche grenzende Treffsicherheit, einen faden, seichten und weichlichen Schwätzer herauszusuchen: Paul Bourget.

Er studiert immerfort interessante und tiefe Probleme, nämlich vielerfahrene, höchst komplizierte Männer, die im Grunde ihr ganzes Leben hindurch nichts sind als läppische Schürzenjäger,

und Frauenzimmer, die sich durch eine ganz eigenartige Schönheit auszeichnen, gar nicht Sache Jedermanns, aber der Kenner, und die schließlich einen Liebhaber bevorzugen, auf den wahrhaftig Niemand gekommen wäre, oder wohl gar — wunderbares Rätsel des Frauenherzens — ihren eigenen Ehemann.

Ich muß jedesmal lachen, wenn unsere Schriftsteller „interessante" Frauen einführen.

Wohl bekannt war übrigens schon der Marlitt ein immer noch gut wirkendes Rezept: blondes Haar zu dunkeln Augen oder schwarzes zu blauen. — Geradezu köstlich ist es, wenn ein dämonisches Weib auftaucht. Das bedeutet nämlich unfehlbar, daß sie ihren Mann betrügt.

Intermezzo.

Ein Freund von mir hat Jahre lang mit einem jungen Manne verkehrt. Es war in einer Kleinstadt, in der sich, wie anderswo auch, Abends ein kleiner Kreis am Biertische zusammenfand. Die beiden spielten an demselben Tische Karten und unterhielten sich: wie viel Kilometer ein Radfahrer in der Stunde „macht" und ähnliches.

Bei einer geringfügigen Meinungsverschiedenheit sprang Jener auf und überschüttete meinen

Freund mit wilden Schmähungen. Vergebens ſuchten die Anweſenden ihn zu beruhigen; er gebärdete ſich wie ein Raſender und ſchrie: „Er ſoll heraus, er ſoll vor die Piſtole!“

Dies war wirklich ein pſychologiſches Problem. Die nächſtliegende Löſung, daß Jener betrunken war, traf nicht zu, vielmehr handelte es ſich um den Ausbruch eines lange verhaltenen Haſſes. Aber woher dieſer Haß?

Hier zeigte ſich, wie ſo oft, der tiefe Unterſchied zwiſchen Schopenhauer und Nietzſche. Dieſer treibt Bände hindurch Pſychologie, aber es bleibt im Grunde eine Art Schachſpiel. Er will etwas beweiſen, zum Beiſpiel, daß es niemals einen Heiligen gegeben hat, oder daß jede menſchliche Handlung aus egoiſtiſchen Motiven hervorgeht (was in gewiſſem Sinne Niemand beſtreitet); darum leſen ſich ſeine pſychologiſchen Erörterungen ähnlich wie die Disputationen der alten Sophiſten. Wer ein wirklich ihm begegnendes Problem aus Nietzſche erklären will, wird immer fehl gehen.

Schopenhauer war es, der uns in dieſem Falle auf die Spur half.

Er ſetzt auseinander, wie oft wir glauben, einen Menſchen zu verachten, und wie oft wir darin irren; nämlich ſtets, wenn der Wille im Spiele iſt. Dies iſt nun aber viel häufiger der

Fall, als wir annehmen. So hat der Schreiber dieſes, ein Rechtsanwalt, in ſeiner Praxis ſehr viel Gemeinheit kennen gelernt, und ſich wohl eingebildet, dem gegenüber nur das eine Gefühl der Verachtung zu empfinden.

Dennoch war etwas anderes dabei, ein perſönliches, ein Wollen: daher das Wort Widerwille.

Das ſchlechte Geſindel reizte mich, es lahm zu legen; intereſſierte mich, ſchon durch die Entdeckung, daß es noch viel mehr Schurkerei in der Welt giebt, als man von vornherein anzunehmen bereit iſt; beſchäftigte mich, indem ich darüber nachdachte, welche wirtſchaftlichen Zuſtände dieſes überhandnehmende Gaunertum erzeugt haben mögen.

Mein Freund hatte ſich mit Jenem niemals beſchäftigt. Wenn ſie ſich getrennt hatten, war der Andere für ihn eben nicht mehr da. Hätte man ihn nach ſeinem Charakter gefragt, ſo würde er ſich wahrſcheinlich einen Augenblick bedacht und ihn dann für einen ſeiner bisherigen Erfahrung nach harmloſen Menſchen erklärt haben. Er war ſich alſo niemals klar darüber geweſen, daß er Jenen verachtete; er hatte überhaupt keine Empfindung ihm gegenüber. Dies iſt offenbar der allerhöchſte Grad der Verachtung: völlige Nichtachtung. Sie hat für den Verachtenden das gefährliche, daß er ſie nicht geheim hält, weil er nichts von ihr weiß.

Aber — und dies iſt wiederum pſychologiſch intereſſant — während mein Freund, ein höchſt feinfühlender Menſch, von ſeiner eigenen Verachtung nichts gemerkt hatte, war ſie Jenem, der nichts weniger als fein fühlte, bewußt geworden: aus flüchtigen Aeußerungen, Mienen, auch wohl aus dem Unterlaſſen von Aeußerungen, wenn vielleicht einmal ernſthafte Dinge beſprochen wurden. So mimoſenhaft empfindet die Eigenliebe auch in einer groben Natur.

Hier wäre in der That ein fruchtbares Feld für Schriftſteller: die pſychologiſchen Probleme des wirklichen Lebens.

Allein ſie laſſen es brach liegen und man kann es ihnen nicht einmal verdenken: ſie fänden keinen Verleger, geſchweige denn ein Publikum.

Aber wie die Grete den Fritz zu lieben glaubt, und dann den Auguſt, und zuletzt doch den Hans nimmt, oder gar ledig bleibt — das iſt und bleibt ein ebenſo wohl vertrautes, wie hochintereſſantes Problem.

Ein alter Kunſtgriff.

Iſt nun ein halb Jahrhundert und drüber, da war alle Welt demokratiſch. Man lieſt ja in Bismarcks Erinnerungen zwiſchen den Zeilen, wie

er damals in den Augen eines Jeden, der ſich der „großen Probleme der Zeit“ bewußt fühlte, eine lächerliche Figur war — wie viele der Braven mögen wohl bis zum ſeligen Ende des Glaubens geblieben ſein, der von Bismarck wäre im Vergleich mit ihnen ein dummer Kerl!

Selbſtverſtändlich waren auch die Schriftſteller demokratiſch. Aber hieß das nicht Eulen nach Athen tragen? Wie konnten ſie ſchreiben, was alle Welt dachte und ſagte, ohne langweilig zu werden?

Nun, ganz einfach: indem ſie eben dies, daß man überall ihrer Anſicht war, ableugneten. Sie thaten, als ob noch alle Welt unter dem Drucke des Adels ſeufzte, und nur hier und da einmal ein Streiter wider Standes-Vorrecht und -Vorurteil aufträte, der natürlich tragiſch endete.

War ein erfreulicher Schluß erwünſcht, ließen ſie die Liebe über die Vorurteile des Standes triumphieren.

So kämpften ſie unerſchrocken gegen den Feudalſtaat, den es allerdings nicht mehr gab; und die Leſer desgleichen wurden ſich ihres eigenen Mutes und ihrer Erhabenheit über das ſonſt allmächtige Vorurteil angenehm bewußt. Was wunder, wenn der Erfolg großartig war!

Man ſollte es nicht für möglich halten, daß Romane ſolchen Inhaltes heute noch geſchrieben

und ernſthaft genommen werden, aber es iſt Thatſache. Daß es auf Brettern immer noch wirkt, kann nicht wunder nehmen: die heutige Bühnenkunſt iſt eben für den Geſchmack der Menge zugeſchnitten.

Wer nun aber ſeine Zeit verſteht, verwandelt den demokratiſchen Kämpfer in die ſtrebſame Jungfrau, die zum Entſetzen ihrer Angehörigen ſtudieren will. Die wird der „guten Geſellſchaft" mit der wohlbekannten inneren Hohlheit gegenüber geſtellt. Es empfiehlt ſich, daß die Geſellſchaft auch materiell unterwühlt iſt: Die Mutter der ſtrebſamen iſt die verſchwenderiſche Weltdame, der Vater der redliche aber ſchwache Mann, am beſten der hohe Beamte, der ſeine Einkünfte der Repräſentation opfert. Beide Eltern, der Vater allerdings von der Mutter gezwungen, ſagen ſich halb und halb von der Tochter los, um ihr am Schluſſe die Rettung vom Ruine zu verdanken.

In Wahrheit urteilt man heute ganz allgemein wohlwollend, anerkennend über Frauen, die etwas leiſten; es gehört ſchon ein Entſchluß dazu, ſich offen als Gegner des Frauenſtudiums zu bekennen. Es iſt unglaublich, wie viele Romane jährlich gedruckt und geleſen werden, in denen am Schluſſe die Heldin ſiegreich zur Univerſität zieht.

Mit dieſem Schluſſe ſiegt aber auch der

Roman, und wenn ſein Inhalt lauterer Blödſinn iſt.

Wie die letzten Ausläufer

einer weit über den Strand hinſchlagenden Meereswelle harmlos ausklingen, ſo ſpürt man eine ſpaßhafte Nachwirkung Nietzſches noch in den illuſtrierten Blättern leichteſter Art.

„Gedankenſpähne" oder „Splitter" oder ähnlich lautet ein ſtehendes Rubrum in ihnen. Vignette: ein Mann in modiſcher Kleidung mit ſchräg geſchnittenem Bart ſitzt auf einem Divan, raucht eine Cigarette — bei Leibe keine Cigarre! — und giebt Aphorismen von ſich, die gewöhnlich mit „Mancher . . . . ." oder „Viele . . . . ." anfangen.

Weit entfernt, daß ſie, wie die Aphorismen des Meiſters den Widerſpruch herausforderten, ſind ſie vielmehr gewöhnlich unbeſtreitbar richtig. Da ſie ſich nun niemals über die allerbilligſte Markt- oder Salon-Weisheit erheben, hat der Leſer faſt ſtets ſchon einmal das gleiche gedacht. Er genießt alſo in eins das ſympathetiſche Gefühl unbedingter Zuſtimmung und das Bewußtſein, zu den Leuten zu gehören, deren Gedanken man druckt.

Die Gewiſſenhaften.

„Hofrat Schmitzdorf, ein magerer Herr mittlerer Größe, Ende der Vierzig, mit glattgekämmtem, ſchwarzem Haar, raſiertem Geſichte und ſchmalem Backenbärtchen, in neumodiſchem, ſtahlgrauen, offenen, langen Salonrock, weißer Weſte, violett geſtreiftem Sommerhemd, weißem, hohem Stehkragen und breiter, grünſeidener Halsbinde.“ — — Einem ordentlichen Bureauchef muß bei dieſem Satze das Herz aufgehen: Das iſt ein Steckbrief, wie er ſein ſoll! Und der Stil! Den Satz mögen ſich die jungen Leute, die des altbewährten Kanzleiſtils überdrüſſig geworden zu ſein dürfen glauben, unters Kopfkiſſen legen! — „ſtellte den blanken, engliſchen Seidenhut auf das Entreetiſchchen unter den Spiegel, legte die breitnähtigen, orangegelben Glacéhandſchuhe hinein, warf einen kurzen Blick in das von japaniſch rot lackierten Rahmen eingefaßte Glas und ging langſam über den braunen Kokosläufer den mit einer Menge alter Porträtſtiche geſchmückten Vorſaal hinunter.“ — Hm, hm. Schade, der Stil iſt wirklich ausgezeichnet, das Signalement muſtergiltig, auch die Oertlichkeit gut beſchrieben. Aber der letzte Paſſus gehört doch nicht in einen Steckbrief! Sollte der Herr Staatsanwalt —

Oder sollte in dem Schriftsteller Wilhelm Wolters ein Staatsanwalt stecken?

Aber nein, man thäte diesen Beamten Unrecht. Sie wissen, worauf es bei einem Thatbestande ankommt und was unerheblich ist.

Wilhelm Wolters ist höchstens ein gewissenhafter Subalternbeamter, dem sein Vorgesetzter ausnahmsweise die selbständige Abfassung eines Protokolles anvertraut hat, und der nun ängstlich auch den geringfügigsten Umstand feststellt: man kann nicht wissen, ob der hohe Vorgesetzte — das lesende Publikum — nicht gerade dies festgestellt wissen will.

Offenbar ist diese überladene Beschreibung das gerade Gegenteil von anschaulich. Wir sehen den Herrn Hofrat nur während einiger Sekunden; aber wir sehen ihn bis auf die Nähte der Handschuhe, und dabei sollen wir noch auf ein Entreetischchen, das japanische Rot eines Spiegelrahmens, einen braunen Kokosläufer und eine Menge alter Porträtstiche achten.

Im Verlaufe der Erzählung verfaßt Wilhelm Wolters unter anderm folgendes Protokoll:

Geschehen
auf der Eisbahn.
Gegenwärtig: Er und Sie.

„Sind Sie müde?“ fragte er.

„Nicht sehr.“

„So ruhen wir etwas aus.“ Sie blieben ſtehen und ſahen einander in die Augen.

„Ich glaube, Sie ſind gewachſen,“ ſagte er.

„Finden Sie?“

„Ja wohl.“

„Das freut mich.“

. . . . . .

„Sie ſtudieren noch in Leipzig?“

„Noch zwei Jahre.“

„Ah.“(!)

„Wollen wir wieder?“ (scil. Schlittſchuh laufen).

„Ja.“(!)

. . . . . .

„Wie geht es denn Ihrer Frau Mutter?“

„Danke, ganz gut.“

Die Muſiker hatten eine Pauſe gemacht, jetzt begannen ſie von neuem.

„Hören Sie?“ fragte er. „Wiſſen Sie, was das iſt?“

Sie nickte: „Ich weiß.“

„Es war doch hübſch.“

„Ja, hübſch war es.“

Sie ſchwiegen.

„Machen Sie dieſen Winter auch viele Bälle mit?“ begann er nach einer Weile.

„Nein, gar keine.“

„Aber Gesellschaften?“
„Auch nicht.“

* * *

„Hab ich nun auch wirklich nichts vergessen?“ mag Herr Wolters denken, wenn er solch ein Protokoll beendet hat.

Nein, vermutlich nicht. Am besten müssen das die Backfische beurteilen können, und die werden solche Stellen wohl „einfach himmlisch“ nennen.

Daß sich ein erwachsenes Publikum dafür findet, erscheint zunächst unbegreiflich. Aber es giebt doch eine Erklärung. Wenn Wilhelm Wolters als einzelner so schreiben wollte, würde selbst der deutsche Normalleser sich ihn nicht gefallen lassen.

Allein sobald man ihm sagt: „aber mein lieber, das ist ja eine Richtung,“ liegt die Sache wesentlich anders. Er wird sich dann schämen, diese Richtung nicht gekannt zu haben, wird entschlossen zu Ende lesen und seine unbedingte Billigung zu erkennen geben.

Aber wie nennt sich diese Richtung? Wo ist ihre Heimat? Wer der liebe Vater?

Ja, das ist sonderbar genug. Der Führer dieser Spießbürger der Litteratur ist kein andrer

als er, in dem lieb Publikum entweder einen Teufel oder einen Halbgott ſieht, der aber in Wahrheit ein fleißiger und tüchtiger Pedant iſt: Zola.

Modernſtes Alexandrinertum.

Nehmen wir an, einem Normaldeutſchen von heute würde Goethes Gedicht „Herbſtgefühl" vorgeleſen, aber verſchwiegen, wer der Verfaſſer iſt.

Sicherlich würde er entrüſtet ſein, daß man ihm, einem ernſthaften Zeitungsleſer, mit ſolcher Läpperei kommt.

Ganze ſechszehn Reihen! Was kann er uns da groß berichten? Und was ſoll das überhaupt:

„euch beſchauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Voll ſchwebende Thränen."

Was hat er denn zu weinen, wenn die Trauben noch nicht reif ſind? Er kann's ja abwarten!

Nun, dieſe unſolide Epoche der Dichter iſt, Gott ſei Dank, überwunden.

Zola iſt ein reeller Geſchäftsmann. Er geht davon aus, daß der Leſer bezahlt, bei ihm in Frankreich das Buch, bei uns zehn Pfennige an

die Leihbibliothek; dafür kann er in beiden Ländern auch etwas entſprechendes verlangen.

Zola iſt wohl im Stande, in uns ein Herbſtgefühl zu erwecken; aber das geſchieht nicht in ſechzehn Reihen, ſondern in ebenſo viel Seiten, und eine Thräne drückt es weder ihm noch uns ab. Dafür haben wir die Genugthuung, daß wir wiſſen: ja wohl, ſo gehts zu, und es iſt uns nichts vorenthalten, ſogar den von den Weinleſern vergoſſenen Schweiß dürfen wir mitriechen. Wer das nicht mag, kann ja ins Wirtshaus gehen, Bücher ſind nicht zum Vergnügen da. Aus ihnen ſollen wir vielmehr lernen, wie es in der Welt zugeht. — Man ſpricht gern mit hochgezogenen Augenbrauen von der immenſen Wirkung der Klaſſiker. Aber die Grundlehre, die Goethe mit jedem ſeiner Werke ausſprach und Schiller gelegentlich in Worte faßte: „Was ſich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie," die haben unſre Gewiſſenhaften ſiegreich überwunden. Dahin haben wir es glücklich gebracht, daß unſre modernſten Romane an einem ausdrücklich genannten Orte ſpielen: Der in Berlin, jener in Weimar, ein dritter in Nürnberg. Zeit natürlich Gegenwart. Weshalb heißen ſie denn ſonſt modern? Das, wovor Jene ſich in eine höhere Welt flüchteten, die „gemeine Deutlichkeit der Dinge," das iſt heute das höchſte, was unſre

Barden erſtreben. Wenn ſie uns gewiſſe Berliner Kreiſe vorführen, ſo ſollen wir womöglich wiſſen: der da iſt der Miniſterialdirektor von Müller, jener der Baron Iſaak von Veilchenſtein, ein andrer der wohlbekannte Bildhauer Meyerheim.

Dieſe Art von Darſtellung des Lebens iſt es, die folgerecht nur älteren Leuten gelingen kann. Aber „hätte ich mit der Darſtellung der Welt ſo lange gewartet, bis ich ſie kannte, ſo wäre meine Darſtellung Perſiflage geworden“ ſagte Goethe zu Eckermann. Er, der anſchaulichſte Dichter, den Deutſchland je hervorgebracht hat, verſtand unter Darſtellung der Welt eben etwas ganz anderes, als die Schüſſelriecherei der Exakten von heute.

Weislich verleugnen hier die „Nietzſcheaner“ ihren Meiſter. Denn keiner hat ſo nachdrücklich wie er den Ruf nach jener Goetheſchen Zeit- und Ortloſen, an ſtrenge Form gebundenen Kunſt erhoben, die ſich ſo himmelhoch erhebt über das heute beliebte „Milieu“ und wie man ſonſt das umſchreibt, was unſre Schriftſtellerei eigentlich geworden iſt: Lokalreportertum.

Einem Mißverſtändniſſe möchte ich begegnen: für leicht halte ich die Arbeit dieſer Lokalreporter gar nicht. Im Gegenteil, es gehört Uebung und ſteter Fleiß dazu — eben wie zu jedem andern Handwerke auch. Aber demokratiſch iſt dieſe

Kunſt; die Geborenen werden von den Fleißigen weit überholt.

Eine Sekte iſt allerdings darunter, die es ſich auch leicht macht — abgeſehen von einem Entſchluſſe, den nicht jeder faßt.

Zola packt bekanntlich mit harthäutiger Fauſt die Welt gerade an den Stellen, die empfindlichere Leute nicht mit den Fingerſpitzen berühren mögen. Das nun iſt ſeine eigene höchſt perſönliche Sache, ſein „Temperament" durch das er „die Natur ſieht." Aber ein großer Teil ſeiner Schüler hielt gerade dies zufällige für das weſentliche. Und während die ehrliche Minorität mit dem Mute der Verzweiflung, von Ekel und Abſcheu geſchüttelt, ganze Seiten ihrer Bücher mit übel ausſehenden und noch übler riechenden Dingen füllte, grinſten die andern einander an. Wirklichkeit? Eigene Beobachtung? Studium? Fleiß? — Wird gemacht!

Berlin war die gegebene Stätte dieſes Kultus der Wahrheit; ihre Prieſter gedeihen dort noch heute wie Bazillen in Reinkultur.

Und ſo tief iſt der litterariſche Geſchmack in Deutſchland geſunken, daß ihre Erzeugniſſe nicht etwa als „pikante Reiſelektüre" vertrieben, ſondern als ernſt zu nehmende Schriftſtellerarbeit behandelt werden.

Wie es euch beliebt.

Es mußte so kommen. Goethe selbst mußte schon erfahren, daß seine Iphigenia kühl aufgenommen wurde, und daß er, so wenig sie an seinem Ruhme rütteln konnten, dennoch als Dichter immer mehr vereinsamte, je weiter er sich zu reinen Höhen der Kunst vom deutschen Publikum entfernte.

Hat doch lange nach seinem Tode noch ein deutscher Professor diesem Publikum unter dem Titel „Faust III. Teil" eine wüste Burleske zu bieten gewagt, die man für das Erzeugnis kraftgenialischer, vom Wein erhitzter Studenten halten könnte, wenn sie nicht gar so witzlos wäre. Und hat doch dieser selbe Professor danach laut in die Welt trompetet, nun hätte er den zweiten Teil des Faust aber gründlich hinabgethan. Und was geschah mit ihm?

„Nun, man wird ihn doch wohl der verdienten schweigenden Verurteilung überantwortet haben?"

Sie passen nicht auf, mein Bester; vom deutschen Publikum ist die Rede. Gejauchzt hat es vor Entzücken: Da sieht man es nun. Haben wirs nicht immer gesagt, dies ist zu schwierig? Und langweilig noch dazu? Nun

kommt gar ein Professor, und sagt es auch, und wie kreuzlustig weiß er es zu sagen! Das ist unser Mann!

Nietzsche hat mit vollem Rechte gesagt, daß Goethe über die Deutschen hinweg gedichtet hat.

Und dies ist ein Ehrentitel, nicht nur Goethes, sondern überhaupt aller Redlichen, Echten unter den deutschen Schriftstellern, daß jene plumpe Marktordnung, die der öde Geist unsrer Zeit gern zum allmächtigen Weltgesetz proklamieren möchte, Angebot und Nachfrage, für sie nicht gilt.

Es liegt nahe und hat auch etwas bequemes, zu sagen: das ist immer so gewesen, und kann gar nicht anders sein:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das echte bleibt der Nachwelt unverloren."

Aber die Sache stimmt nicht. Es muß einmal ein viel urteilsfähigeres Publikum gegeben haben, und das in Zeiten, die wir geneigt sind, als völlig barbarisch anzusehen — vom Hellenentum ganz zu schweigen.

War doch Shakespeare ein Theaterunternehmer, und zwar bei weitem der erfolgreichste im damaligen London. Nun aber denke man sich in Berlin, dem Delphi der deutschen Bühnenkunst, Haus bei Haus einen Zirkus und ein Theater, das ein neuer Shakespeare, also ohne den traditionellen Ruhm des alten, mit Stücken versorgte.

Frage: welche von beiden Unternehmungen muß innerhalb des ersten Jahres bankrott werden?

Vous l'avez voulu, George Dandin. Das deutsche Publikum bekommt genau die Litteratur zu lesen, die es verdient. So lange es sich in Demut mit dem begnügt, was durch den Berliner Sand hindurchläuft, so lange wird sich nichts daran ändern, daß alles eigenartig aufwachsende zusehen muß, wie es sich auf hartem Boden ohne Pflege und Teilnahme durch die Welt schlägt.

Aber freilich: sinds Rosen, werden sie auch blühn — und wenn sie verwelken müssen, ohne daß sich auch nur eine Menschenseele ihres Duftes erfreut hätte.

Auf den Brettern.

Ich möchte nicht allzu paradox werden, aber ich glaube wirklich, es giebt noch jetzt in Deutschland Leute, die Gerhard Hauptmann für einen autochthonen Dichter halten. Mein Gott, Einen muß man doch haben, für den man sich begeistert.

Und dann: Wenns nicht Hauptmann ist, so hat Deutschland ja heute nicht einen einzigen wirklichen Dichter; mithin ist es in hohem Grade patriotisch —

ich kann versichern, daß ich diesem letzteren

Gedankengange in einer sehr viel gelesenen Zeitschrift begegnet bin.

Diese abgeschmackten Aufbauschungen schaden Keinem mehr als Hauptmann selbst. Wenn Einem immer wieder ein großes Genie gezeigt wird, das nicht da ist, so kommt es leicht, daß man über sein hübsches kleines Talent wegsieht.

Jetzt endlich müßte er doch seinen eigenen, höchstpersönlichen Stil gefunden haben. Aber unverdrossen pendelt er zwischen beiden, aus Frankreich zu uns gekommenen Extremen hin und her. Jahr für Jahr bringen die Managers dem deutschen Publikum eine ungeheuere Ueberraschung bei, die der neueste „Hauptmann" der Welt bereitet hat. Das Volk der Dichter und Denker glaubt's auch jedesmal. Aber eigentlich giebt's da gar nichts überraschendes. Weber — Hannele — Florian von Geiersberg — Versunkene Glocke — Fuhrmann Henschel — wer rät, was nun wieder dran ist? Oder ist gleich von beiden Sorten in Arbeit?

Vor kurzem veröffentlichten die Zeitungen den Bericht eines Schulgefährten Hauptmanns. Danach waren seine Schulaufsätze schlecht. Nicht etwa phantastisch überladen, anders als die Welt sich in andern Köpfen malt, sondern im Gegenteil: angefüllt mit halbverstandenen Zeitungsphrasen, die damals gerade in Mode waren.

So viel nun auch im Laufe der Jahrtausende der Welt aus der Jugend echter Dichter bekannt geworden ist, niemals ist Einer von ihnen ein unselbständiges Echo der Zeitphrasen gewesen.

Ueberschwenglichkeit, Geschmacklosigkeit, halber oder meinetwegen ganzer Blödsinn, alles geht dem künftigen Genius hin. Aber ein Abklatsch aus Zeitungen — da wäre Hauptmann der erste.

Was sollte man nun hieraus schließen? Etwa Gerhard Hauptmann ist gar kein —

O nein. Das sei ferne. Man schließt gar nicht, sondern man wundert sich: auch hier ist der Dichter ganz eigenartig.

Nein, gerade das ist er nicht. Ich bin von seinem guten Glauben überzeugt. Sicherlich hat hat er selber die „Weber" für eine That ungeheurer Kühnheit gehalten. Aber in Wahrheit ist es der von Frankreich herübergekommene Zolaische Naturalismus, ohne jede Kritik bis auf die perverse Vorliebe für Nuditäten nachgeahmt, und unbesehens so wie er war, auf die Bühne gebracht, in all seiner dramatischen Unmöglichkeit. Wenn er diese anscheinende Unmöglichkeit überwunden, den Naturalismus wider seine Natur in ein bühnenmäßiges Drama gezwungen hätte, das wäre eine That gewesen, und zwar die That eines Genies. Aber die rein mechanische Teilung einer naturalistischen Erzählung in eine beliebige

Anzahl Akte ist keine That, sondern ein Dilettantenkunststück.

Er selber war, es sei nochmals betont, sicherlich unschuldig an der Schaubudenrhetorik, die nun einsetzte: Kommt und schüttelt euch! Hier ist zu sehen der große skalpblutriefende Häuptling —

Und die braven, die da drinnen ein grausiges Ungetüm zu sehen glaubten und ihren Abscheu laut hinausriefen, ahnen wohl noch heute nicht, welchen Gefallen sie damit dem vielgewandten Schaubudenbesitzer gethan haben.

Indessen braucht man alles dies nicht zu beklagen. Das Drama ist nun einmal nicht die Kunstform unsrer demokratischen Zeit. Es ist nur wünschenswert, wenn sich die urteilsfähige Minorität immer einhelliger von der Bühne abwendet, und dazu tragen sowohl die „Weber" wie „Hannele" mit ihren jüngeren Geschwistern viel mehr bei, als die unkünstlerischen, aber geistvollen Hirngespinste Ibsens.

Possierlich genug ist es, wie immer noch Einzelne aus dieser Minorität die Illusion, wir hätten noch große Dramendichter, gewaltsam festhalten, indem sie zum Beispiel mit ernsthaften Gebärden darüber disputieren, ob den Fuhrmann Henschel ein tragisches Verschulden treffe oder nicht. — Mein Gott, der arme Kerl hat sich ja aufgehängt, laßt ihm doch seine Ruhe!

Bei solchen Erörterungen ist es vorgekommen, daß von zwei Enthusiasten der Eine in einer Figur das Urbild menschlicher Gemeinheit erkannt, der Andre hingegen nachgewiesen hat, daß der große Wirklichkeitsdichter in ihr seinen eignen Vater hat schildern wollen — was sich hoffentlich ausschließt.

Dann wieder spricht Einer von der „goldklaren Weltanschauung" des Dichters.

Möglich, daß Hauptmann eine eigene Weltanschauung besitzt, möglich, daß sie goldklar ist.

Der das geschrieben hat, kennt ihn wahrscheinlich persönlich und weiß daher Bescheid. Wir Andern, denen nur seine Werke vorliegen, können darüber nicht urteilen.

Freilich müßte man sich erst über den Begriff Weltanschauung einigen; vielleicht ist sie heute so billig zu erwerben, wie man ein zweiter Bismarck wird.

Goethe hat von der Zeit an, da er dem gestrengen Vater seine kindliche Weisheit in unbeholfenem Lateinisch vorlegte, bis dahin, wo Eckermann seine Worte für die Nachwelt niederschrieb, an seiner Weltanschauung gearbeitet und um das Wissen gerungen bis zu dem Gipfel, wo er sich an den Grenzen der Menschheit glauben durfte. Möglich, daß auch Hauptmanns Wissensdurst

unersättlich ist. Nach seinen Werken allein könnte er aber eben so gut völlig unwissend sein.

Spricht etwa seine sich so eng an die französischen Vorbilder anlegende Romantik eine Weltanschauung aus? Oder das, was schließlich als sein persönliches zurück bleibt: die gewissenhafte, verständnisvolle, intime, und was sie sonst schönes sein mag, Schilderung der Leute aus dem Volke, aus jenem Volke im engsten Sinne, dem es an Muße und Bildung fehlt, über die allerkindlichste, entweder abergläubische oder roh materialistische Weltanschauung hinauszukommen?

Das langt so eben zu einer (übrigens harmlosen) Lebensanschauung, aber ganz gewiß nicht zu einer Weltanschauung. Und man thut den andern Dramatikern, sie mögen sein wie sie wollen, Unrecht, wenn man ihnen gewissermaßen ein Vorbild zeigt: da mögt ihr lernen, wie ihr dichten sollt; in seinen Dramen liegt nicht mehr und nicht weniger als eine Weltanschauung!

Indessen das alles möchte, wie gesagt, hingehen. Wir gönnen dem Dichter gern seinen Erfolg bei Mitwelt und Nachwelt, welche letztere ihn vielleicht eben so gern noch lesen wird, wie wir heute den trefflichen Johann Peter Uz.

Aber ein schwerer Vorwurf trifft ihn: daß er den gegebenen großen Vorwurf der Zeit, den sozia-

len Kampf, durch seine „Weber" auf absehbare Zeit getötet hat — das kann ihm im Interesse der deutschen Litteratur niemals verziehen werden.

Hier war alles, was sich ein Dichter wünschen konnte: Machtwille, Haß und alle menschlichen Leidenschaften, die der Liebe nicht am wenigsten, große Frevel und ebenso große Aufopferungen, geborene Führer der Massen und trotzige Autokraten — und wem dieser Stoff zu wirr und formlos erscheint, der möge sich ausmalen, wie schwankend, unbegrenzbar und unfaßbar die Geschichte der englischen Könige vor Shakespeare lag; aber der machte dennoch echte Dramen daraus.

Zu welchem ungesalzenen Brei ist jener eisenharte Stoff in den „Webern" zerrührt!

Ich weiß, der Kenner lächelt schon längst überlegen und ist nun nicht mehr im Stande, diese Verständnislosigkeit stillschweigend über sich ergehen zu lassen: „Wirklichkeit, Wirklichkeit, weiter gar nichts. Einen Ausschnitt Wirklichkeit wollte der Dichter geben, und wie herrlich ist ihm das gelungen!"

Ja, über die Maßen herrlich; es fehlt nur noch, daß man „intim" hinzusetzt.

Ist denn der soziale Kampf etwa nicht wirklich? War der Streik der Hamburger Schauerleute, mit den vollsaftigen Naturen dort und den

harten, klugen Herrenmenschen hier, etwa ein schlecht erfundener Roman?

Und wenn nun einmal zu der Schilderung des Kampfes die Kraft nicht reichte, ist denn jener tiefste Widerspruch zu unsrer auf der Arbeit beruhenden Kultur, daß Männer voll Kraft, Fähigkeit und Willen zur Arbeit um diese betteln müssen und oft genug wie Bettler abgewiesen werden, ist der etwa nicht Wirklichkeit?

Ja, aber das ist alles Tendenz. Und die lehnt der Dichter ab: nichts als unbefangen gesehene Wirklichkeit will er geben.

Das ist und wird uns als unumstößliche Wahrheit zugemutet.

Aber es ist doch geradezu eine Harmlosigkeit, in Zeiten, wo die Luft bis zum Ueberdrusse von sozialen Schlagworten klingt, einen Arbeitgeber auf die Bühne zu bringen, so schuftig und so dumm, wie er nur in moralischen Kinderbüchern erlaubt sein sollte, und ihm gegenüber eine ausgesogene, verhungerte, verdummte und vertierte Heerde von Industrieſklaven, und dann zu sagen: das hat mit der sozialen Frage nichts zu thun, es ist nur ein ganz unbefangen gesehenes Stück Wirklichkeit.

Ja, warum denn gerade diese Wirklichkeit, die seit beiläufig einem halben Jahrhundert keine mehr ist? Nachher wußte der Dichter ja die

„moderne Seele" so wunderbar damit zu rühren, daß ein guter Mensch und schlechter Musikant von einem Frauenzimmer betrogen wird und sich darüber aufhängt.

Aber Arbeiter und Arbeitgeber einander gegenübergestellt, das ist „soziale Frage" und wenn es hundertmal abgeleugnet wird.

Dem Dichter nach stürzten sich in wilder Begeisterung die Weiber: sozial, evoë, sozial!

Wie Hauptmann den Kampf, das erste Erfordernis für ein Drama, völlig unterdrückte, indem seine Haut- und Knochengestalten nichts, aber auch gar nichts, weder Besitz, noch Kraft, noch Gesundheit, noch alles in allem eine dem Zuchthause vorzuziehende Existenz einzusetzen haben, und deshalb als ernst zu nehmende Gegner nicht gelten können, so entstanden damals unzählige Romane, zu drei vierteln von Frauen geschrieben, in denen ein garstiger Fabrikant und edelmütige Arbeiter einander gegenüberstanden, um sich am Schlusse, nachdem der Fabrikant beschämt und bekehrt war, gerührt in die Arme zu sinken. Zum Teil war man aber auch furchtbar streng, der Fabrikant mußte dran glauben, und erst sein besserer Nachfolger — mit Vorliebe sein Sohn — kam durch kübelweise gespendeten Honig zu Beliebtheit, Ehre, Ansehen und Reichtum, und dermaleinst in den Himmel.

Was wunder, wenn zunächſt die geſchmackvolle Minorität, und endlich ſogar die Maſſe des Leſepublikums der breiten Bettelſuppe überdrüſſig wurde. In die Lücke brachen die Uebermenſchen.

Und ſo hat denn unſere Litteratur zu ihrer Schande den einzigen großen Stoff der Zeit ungenutzt gelaſſen, während Malerei und Skulptur, die er im Grunde wenig angeht, ihn gar nicht übel verwertet haben.

Greis oder Kind?

Die Aeſthetiſchen im Lande haben gute Zeit. Sie dürfen von „neueſten Reizen" und „zarteſten Senſationen" flöten; und ſie dürfen ſich ganz verlieren in unerhört tiefſinnigen Betrachtungen, wie uns von den dumpfigen, lichtloſen, engen Kellerwohnungen der Naturaliſten die Sehnſucht übermäßig hinwegdrängen muß — zu Licht, Kraft und Schönheit? Nein, zu Herrn Mäterlink.

Ich muß hier ein Lob für alle modernen Dramatiker einſchalten.

Die Petrefakten einer längſt überwundenen Kulturſtufe, die Jugendwerke der großen Genies, haben einen Fehler gemeinſam: ſie ſind überladen. Am früheſten hat wohl Goethe, am ſpäteſten

Schiller den Fehler überwunden, aber zu thun hatten sie alle mit ihm. Ihr höchstpersönliches, geniales, ihren Reichtum schöpften die Geborenen mühelos aus dem Boden; was sie zu lernen hatten, war Beschränkung.

Unsre Modernen haben das nicht nötig. Sie thäten übel, wollten sie sich noch mehr beschränken. Ihre Aufgabe ist vielmehr die entgegengesetzte. Wer ein modernes Drama durchgelesen hat und das gelesene überdenkt, wird dem Hexenmeister seine Bewunderung nicht versagen, der ein so winziges Tröpfchen Geist in so viele Druckseiten auseinanderzuziehen wußte.

Herrn Mäterlink gebührte hier ein Ehrenpreis, gestiftet von Vätern, die Lust haben, ihre Söhne dramatische Dichter werden zu lassen.

— — — — — — — — —

Ein großer Garten. Ein Schloß. Erleuchtete Fenster. Schattenhuschen. Unten im Garten tragen sie einen Toten herbei. Er gehört ins Schloß.

Das ist ein Drama.

Nicht etwa, daß ein geistiger Inhalt da wäre — wie der Dichter darüber denkt, werden wir gleich sehen.

Aber die Stimmung! heißt es.

Nun ja, es ist Stimmung darin.

Großer Shakeſpeare! Der du Scenen wie dieſe mit verſchwenderiſcher Hand wer weiß wie viele für jedes deiner Dramen aus der Fülle deiner Blüten pflückteſt! Hat ſich das große Licht deines Geiſtes in kleine Funken zerſtreut, um in fin de siècle — Hirnen kurzlebige Lichterchen aufflackern zu laſſen?

Shakeſpeare! Herr Mäterlink hat ihn hinabgethan. Hören wir ihn ſelbſt.

„Dieſe Lebensauffaſſung (nämlich der vor Herrn Mäterlink berühmt geweſenen Bühnenwerke) war einfach, hart und brutal. Ein getäuſchter Gatte, der ſeine Frau tötet, ein Weib, das ſeinen Liebhaber vergiftet, ein Sohn, der ſeinen Vater rächt, eingekerkerte Bürger und die ganze traditionelle Erhabenheit — ach ſo oberflächlich und materiell, Blut, Thränen, Tod, alles äußerlich."

Was ſetzt der Moderne dieſer „Einfachheit" entgegen? Nun natürlich eine unerhörte Kompliziertheit.

„Alles, was man ſagen kann, iſt nichts in ſich. Man lege in eine Wagſchaale alle Worte der großen Weiſen und in die andere die unbekannte Weisheit dieſes vorübergehenden Kindes, und man wird ſehen, daß die Enthüllungen Platons, Marc Aurels, Schopenhauers und Pascals nicht um Haaresbreite die großen Schätze der Unbewußten überwiegen wer-

den; denn das ſchweigende Kind iſt tauſendmal weiſer, als der redende Marc Aurel."

Was Herr Mäterlink hier etwas umſtändlich und dafür deſto zarter verkündet, drückt ein wohlbekanntes Studentenlied derber, aber auch ſchlagender aus: Laßt uns den Verſtand verſaufen, denn was nützt uns der Verſtand!

Man könnte für das „ſchweigende Kind" auch einen in der Sonne liegenden Hund ſetzen, oder einen vor ſich hintrottenden Droſchkengaul. Denn das Unbewußte wird wohl in allen dreien vertreten ſein.

„Eine Zeit wird vielleicht kommen, wo unſre Seelen ſich ohne Vermittelung der Sinne erblicken laſſen."

Ja, das wird ſchön. Die Aetheriſchen im Lande brauchen ihre Empfindungen dann nicht mehr auf die Folter des plumpen Wortes zu ſpannen. Sie können die Feder weglegen. Wenn ſie's nur auch thun!

„Es ſteht feſt, daß ſich das Reich der Seele täglich mehr verbreitet . . . .

Es hat Geſchichtsperioden gegeben, in denen die Seele, unbekannten Geſetzen zufolge, gleichſam an der Oberfläche der Menſchen auftaucht und ihr Daſein und ihre Macht unmittelbar kundgiebt."

Wir einfachen und brutalen haben nun nach-

gerade genug von der „Seele" und fragen äußerlich und materiell: Wie haben jene Geſchichtsperioden ausgeſehen? Dageweſen ſind ſie, darin hat Herr Mäterlink zweifellos Recht. Gerade bei uns in Deutſchland hat vor wenigen Jahrhunderten das „Unbewußte" wahre Orgien gefeiert. Aber ich will es Keinem von uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts, deren Gehirn durch das leidige „Bewußte" ſo empfindſam geworden iſt, wünſchen, daß ihn ein Zauber in dieſe Zeit zurück führte: die Ohren beleidigt das Winſeln Gefolterter, die Naſe der Geruch verbrannten Menſchenfleiſches.

Da hilft nichts, Herr Mäterlink: es bedeutet allerdings einen Sieg des „Wortes" über das „Unbewußte", daß der „Hexenhammer" heute ſeine Geſetzeskraft verloren hat.

Immerhin, wir ſind geſpannt. Das alte Drama, in dem wir bislang die höchſte Blüte der Dichtung bewunderten, iſt Herrn Mäterlink zu oberflächlich, materiell und äußerlich. Seine unbekannte Weisheit muß alſo ein Abgrund an Tiefe, ein Sphärenlied an Innerlichkeit, eine Offenbarung gewiſſermaßen des Weltgeiſtes ſelber ſein. — — —

Eine Familie um einen Tiſch. In der Kammer daneben eine kranke Wöchnerin.

Beängſtigende Vorzeichen. Es fällt etwas

hin. Draußen bellt ein Hund. Der blinde Großvater fürchtet ſich ſehr. Mit dem Schlage Mitternacht iſt die Wöchnerin tot. Der blinde Großvater hats gewußt.

Hm, hm. So ſo. Das iſt ja —

Was da! Das iſt eine neue Senſation!

Eine uralte Burg. In den Gärten iſts ſchaurig dunkel. Und dieſe Wälder, dieſe Wälder um das ganze Schloß! Ein altes Thor wird geöffnet, es iſt eigentlich nie aufgemacht. Oh! oh! wie das kreiſcht. Ah! ah! es geht auf!

. . . . . .

Ein kleines Mädchen an einem alten, verfallenen Brunnen. Ein rieſenhafter Ritter, Golaud heißt er, findet es: dir hat wer Leids angethan?

Oh! oh! Ja, ja, ja! . . . . . .

Den Grund des Waſſers im Brunnen hat noch Niemand geſehen. Es iſt vielleicht ſo tief wie das Meer. Woher es kommt weiß Keiner. Vielleicht kommt es ganz aus dem Erdinnern . . .

Herr Golaud reitet im wilden Tann. Auf einmal benimmt ſich ſein Gaul ganz unſinnig. Ob er etwas außergewöhnliches ſieht? Herr Golaud hörts zwölf Uhr ſchlagen. Beim zwölften Schlage ſchrickt das Tier plötzlich zuſammen und läuft wie blind und toll gegen einen Baum. Herr Golaud ſtürzt . . .

Eine Felsgrotte. Drinnen ein Pfad zwischen zwei Seeen, deren Tiefe noch nicht ergründet ist. Hinten in der Grotte sitzen drei weißhaarige Alte und schlafen . . .

Die ganze Burg steht auf riesigen Grotten. Darin ist ein kleiner unterirdischer See. Ein Todesgeruch steigt aus ihm auf. Da unten arbeitet etwas im stillen. Etwas das Keiner ahnt, und in einer schönen Nacht wird die ganze Burg versinken. — — —

Nachgerade wissen wir, denke ich, Bescheid. Und wir lassen uns willig gefangen nehmen von dem Zauber, der uns aus diesen Scenen anweht. Ist es doch eine gar liebe Erinnerung, die da lebendig wird; die Erinnerung an die längst vergangene Zeit, da wir unsre alte Kinderfrau umstanden und mit köstlichem Grausen ihre hochgezogenen Augenbrauen ansahen und ihrem halblaut-scheuen Gemurmel zuhorchten: von Stimmen, die gehört wurden, als Nachbars Lenchen so jung sterben mußte, von Brunnen, die unermeßlich tief sein sollen, bis in den Mittelpunkt der Erde, von tiefen, tiefen Wäldern . . .

Und wir bemerken nicht ohne Genugthuung, daß wir schon als Kinder ein so feines litterarisches Verständnis für zarte Sensationen und neueste Reize gehabt haben. Freilich so gebildet

wußten wir uns nicht auszudrücken. Wir ſagten: Spukgeſchichten! Aber dasſelbe war es doch.

Wer will das Unbewußte wegleugnen? Wir nehmen es hin, daß wohl einmal eine Stimme aus Jenſeits von Raum und Zeit zu uns redet. Aber nur ſelten hören wir ſie, und nur in ſtiller, höchſt bedeutender Stunde.

Sie verliert leicht ihre Weihe, wenn wir ſie von unſerm Parkettſitze aus vernehmen, und der leiſe Hauch, der ihr Weſen ausmacht, wird weit über ſeine Kraft angeſtrengt, wenn er nicht als Epiſode ſchattenhaft anklingt, ſondern ein ganzes Drama hindurch gehört werden ſoll.

Wir halten die Stimme auch nicht für echt, wenn ſie, ſtatt geheimnisvoll zu unſrer — Seele meinetwegen zu reden, ſich ſolcher Kuliſſeneffekte bedient, wie Klopfen des Holzwurmes und Bellen der Hunde; dieſe Art des „Unbewußten“ überlaſſen wir allerdings den Kinderfrauen.

Goethe iſt auch hier das edelſte Vorbild. In dichteſter Nähe ſeines Grabes packt den alten Fauſt das „Unbewußte“. Vom Aberglauben ſteht er ſich „früh und ſpät umgarnt.“ Er gerät noch dazu in den Zuſtand, der nach Mäterlink am empfänglichſten macht für jene unheimlichen Stimmen, er erblindet.

Da richtet er ſich auf, unbekümmert um das nächtliche Weſen, zu freier That ſchaffender

Arbeit. Und siehe, der ganze Spuk verschwindet.

So spricht ein Mensch zu uns und ein Dichter. An einem Manne aber, für welchen dies Schattenwesen den allein wahren Inhalt des Lebens bildet, sollte unsre Welt, diese harte und starke Welt der Arbeit, nichtachtend vorübergehen; und ich hoffe noch immer, sie wird das auch thun, trotz alles Hochdrucks mit dem für diese zarteste Blüte der „Moderne" gearbeitet wird.

Herrn Mäterlink aber ist zu raten, wenn er sich denn einmal nicht zum Fleisch und Blut des lebendigen aufraffen kann, wenigstens offene Karte aufzulegen und nicht zu thun, als führe er uns in eine neue Welt ein, an deren Pforte vor ihm Keiner gerührt hätte. Totenköpfe soll er auf die Bühne bringen, Gespensterrosse, Eulen mit rotglühenden Augen, oder wenigstens verrostete Dolche, an denen ein Fluch haftet, Ahnfrauen, die sich unheilverkündend aus der Gruft erheben, wie Grillparzer gethan hat. Dann könnte doch wenigstens ein Drama daraus werden.

Ein Ideal hat Herr Mäterlink erreicht: was er uns bringt, hat sich nie und nirgends begeben.

Aber bei den Klassikern ist diese zeit- und ortlose Kunst die allerschwierigste. Die gemeine Befriedigung der Neugierde muß ersetzt werden durch den geistigen Inhalt und den Adel der

ſtrengen Form. Dieſe letztere iſt ja von der „Moderne“ und mit ihr von Herrn Mäterlink längſt abgethan — ob ſie drüber oder drunter ſtehen, kommt ſchließlich auf den Standpunkt des Zuſchauers an. Und was den geiſtigen Inhalt anlangt, ſo hält bekanntlich Herr Mäterlink ein ſchweigendes Kind für weiſer als den redenden Denker — was ja wohl häufig zutreffen mag.

Und ich will es abwarten, ob im Laufe der Zeit einer ſeiner Lobredner in einem ſeiner Stücke einen Gedanken aufweiſt — es ſei denn, daß man Orakelſprüche wie die, daß ſchließlich Jeder thut, was er nicht laſſen kann, als Gedanken gelten läßt. Freilich ſind ja in dieſer Hinſicht die Anſprüche der „Moderne“ von einer lobenswerten Beſcheidenheit.

Und ſo hätte Herr Mäterlink aus der ſchwierigſten Kunſt die leichteſte gemacht.

Aber es iſt noch nicht einmal wahr. Dieſe Menſchen, die ah, ah und oh, oh ſtöhnen, wenn ein altes Thor geöffnet wird, die ſich fürchten, zuſammenſchauern, leiden, alles ohne zu wiſſen weshalb und wie ſo, gehören in eine ganz genau beſtimmte Zeit, nämlich ins Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Und ſie gehören von Rechtswegen auch an einen beſtimmten Ort, nämlich in eine Nervenheilanſtalt.

Ein einzig Mal geſchieht etwas in dem

ganzen Drama „Pelleas und Meliſande" und da bemerken wir erſtaunt, wie der Dichter „einfach und brutal" wird: ein betrogener Ehemann ſchlägt den Liebhaber tot.

Um nun aber in Frieden von Herrn Mäterlink zu ſcheiden, möchte ich ihm am Schluſſe den Dank ausſprechen für eine Bereicherung der Umgangſprache.

Wir ſind oft in Verlegenheit, wie wir es ausdrücken ſollen, daß wir irgend Jemand für eine „Seele von einem Menſchen" halten, daß aber leider ſeine geiſtige Entwicklung mit der ſeines Gemütes nicht Schritt gehalten hat. Litterariſch Gebildete werden ſich künftig verſtehen, wenn ſie in ſolchem Falle ſagen: er iſt voller unbekannter Weisheit.

Die Schneidigen.

Daß unſre Dramatiker niemals überladen ſind, mag ein verletzendes Lob ſein, eine dem ordentlichen und fleißigen, wenn auch mittelmäßig begabten Schüler erteilte Eins, oder wie immer man es nennen will, jedenfalls giebt es eine Ausnahme.

Der Verfaſſer des Epos Vom großmütigen Helden Arminius — o, Verzeihung: der Verfaſſer

der Dramen „der neue Herr" und „die Quitzows", obwohl fleißig und Ordnung liebend wie Einer, mag anstellen, was er will, er wird immer überladen sein. Aber damit allein erringt man sich noch keinen Platz unter den Unsterblichen.

Die großen Genies sind in ihren Anfängen überladen aus Reichtum, etwa wie der Barockstil; Wildenbruch ist es aus Armut, nicht unähnlich einer neumodischen Villa, der der Bauspekulant durch Zement und Stuck von außen und innen das Aussehen eines Herrensitzes zu geben sucht.

Patriotismus ist sicherlich ein erhebendes Gefühl. Aber es ist schwierig, Stunden lang ausschließlich zu fühlen, und noch dazu immer dasselbe. Wenn es einen ganzen Theaterabend anhalten soll, müßte das Gefühl von Zeit zu Zeit durch einen Gedanken abgelöst werden. Das sollte Wildenbruch wirklich einmal versuchen.

Das fortgesetzte hohe Pathos ist schon bei Schiller nicht immer leicht zu ertragen, wo es doch so häufig der Ausdruck hoher Gedanken ist. Aber wie es jedem Kunstgefühl ins Gesicht schlagen würde, wenn man eine Doppelreihe schwerster dorischer Säulen verwenden wollte, um einen leichten Holzbalkon zu tragen, so empfinden wir Wildenbruchs schweres, anspruchsvolles Pathos bei dem völligen Mangel an Gedanken als schmählich verthanen Aufwand.

Frei von jener Unsicherheit, die das eigene Urteil und damit der Zwang zu prüfen, auszuschichten, Maß zu halten nun einmal mit sich bringt, läßt er seine Gestalten in den unförmlichen Stiefeln dieses hohlen Pathos einherstampfen, einerlei ob Hofleute, Kriegsknechte, oder Jungfrauen.

Ein siebenzehnjähriges Mädchen, ein Kind aus dem Volke, und zwar aus dem Volke des 14. Jahrhunderts, klagt über eine Gewaltthat, die man gegen ihren Vater verübt hat: „. . . . . und nichts bleibt, als der Schrei eines Weibes, verhallend in der Wüste der Zeit!"

Man kann ja von der litterarischen Zukunft noch so manches erwarten. Aber hier ist, denke ich, doch wirklich einmal ein Gipfel der Geschmacklosigkeit erreicht.

Und doch kennt der Dichter, wenn ihn die Laune anwandelt, in demselben Stücke ein unfehlbares Mittel, die treuherzige Schlichtheit der kleinen Leute aus dem 14. Jahrhundert im Lichte historischer Echtheit darzustellen: er läßt sie in dem seinem Publikum so traut klingenden Berliner Straßendialekt reden.

Aber das Schlimmste, das unverzeihliche ist seine Art, die Fürsten der Vergangenheit zu schildern.

Man glaubt ungern an eine bewußte Fäl-

schung der geschichtlichen Wahrheit (ich meine selbstverständlich nicht der Thatsachen). Aber es hält schwer, bei einem Manne, der sich doch mit der Geschichte befaßt haben muß, eine so völlige Abwesenheit auch nur des allerschwächsten Anschauungsvermögens anzunehmen. Nein, viel schlimmer als gar keine Anschauung; sollte es möglich sein, daß er selber sich durch seine Brille täuschen läßt, daß er die fingerdicke Lackfarbe des neuzeitlichen Patriotismus für echt hält, mit der er die Ahnen überzieht? Wie kann man überhaupt Geschmack finden an einer „Idealisierung", die Menschen aus Schmiedeeisen in bunte Nürnberger Puppen verwandelt?

Fürsten des Mittelalters, die ein neues Land erworben hatten, sanken nicht vor dem Sande in die Kniee und hielten schwungvolle oder gar empfindsame Reden fürs Publikum. Als Herren fühlten sie sich und waren es auch; kluge, ja weitsichtige und deshalb nützliche Herren, aber nicht Schönschwätzer ohne Saft und Kraft nach Art unsrer Parlamentarier von der Sorte, die sich lächerlicher Weise für den Nachfolger des mittelalterlichen Bürgertums hält.

Es giebt nur eine plausible Erklärung: Wildenbruch weiß ganz gut, wie unecht das alles ist, aber er hält es für seine Bestimmung, ein patriotischer Dichter zu sein, und da steht er nur

den einen Weg — *seinem Publikum* gegenüber.

Wiederum ist man erstaunt, wie hoch über dem heutigen das Londoner Theaterpublikum zu so alter Zeit, der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gestanden haben muß — abgesehen natürlich von den Berlinern, diesen treuen, gewissenhaften und strengen Hütern einer hohen Kunstüberlieferung.

Welche Härte, welche Wildheit in Shakespeares Königsdramen!

Mehr fast, als das Klirren der Waffen, hallt der dumpfe Fall des Henkerbeiles über die Bühne, begleitet vom schrecklichen Frohlocken des triumphierenden Gegners. Durch das Toben der Leidenschaften, des Hasses, des Liebesverlangens, der Gier nach Besitz, des Ehrgeizes, des Machtwillens, zieht sich nur ganz selten ein Ton selbstloser Vaterlandsliebe.

Aber gerade weil nichts beschönigt ist, empfinden wir die Königsdramen noch heute als Ausdruck einer gewaltigen Volkskraft. Wir *glauben* an diese trotzigen Barone, die dem Leben eines Landedelmannes von sehr großem Besitze das blutige Würfelspiel um die Königsmacht vorzogen; eben darum glauben wir auch an den Patriotismus, der sich niemals vordrängt. Und, was mehr als das bedeutet: auch Shake-

ſpeares Publikum glaubte daran; die Königsdramen waren als patriotiſche Stücke beabſichtigt und ſchlugen als ſolche durch.

Freilich uns fehlt die einheitliche Geſchichte. Aber Goethe hat uns doch gezeigt, wie auch aus deutſchem Mittelalter ein vaterländiſches Drama zu holen iſt: Ein deutſcher Kaiſer, der das Beſte will, im Kampf mit Pfaffen und Vaſallen, unterſtützt von einem auf ſeine reichsunmittelbare Freiheit ſtolzen Edelmann, der doch ein treuer Unterthan des Kaiſers iſt, und das Muſter eines ritterlichen Deutſchen.

Ich weiß wohl, daß auch dies Bild aus deutſcher Vergangenheit ſehr ſtark idealiſiert iſt. Allein das geſunde, echte, kernige der Ahnen bleibt doch gewahrt; es weht uns der Erdgeruch vaterländiſchen Bodens entgegen, und Götz von Berlichingen iſt ein patriotiſches Drama.

Aber ſo paßt es dem heutigen Publikum nicht. Es giebt da keine Gelegenheit zu ſchneidigem Hurrah und zum Vigilieren, wo ſich etwa ein Mangel an ordnungsmäßiger patriotiſcher Begeiſterung zeigt.

In Bereitſchaft ſein iſt alles. Näher und näher rückt ein Unhold an uns heran.

Schon formiert ein Artilleriſt noch viel klobigere Dramen als Wildenbruch.

Wer kann ſagen, ob und wo es eine Schranke

giebt für die Raserei der heutigen Geschmacksverhöhnung?

Wer will dafür einstehen, daß das gräßlichste vermieden wird, daß wir dem Drama vom neuen deutschen Reiche entrinnen?

Nur eins möchte ich dann den mit dem Lorbeerkranze um die Mütze bitten, welcher Waffengattung er auch angehören möge: lassen Sie Bismarck aus Ihrem Drama fort!

Wir wissen ja jetzt, wie wenig er zu Deutschlands Größe beigetragen hat. Auch hat er 1866 die Kameraden um den Wiener Einzug gebracht.

Und ernstlich, es ist auch sonst keine dankbare Aufgabe.

Jene Augenblicke aus Deutschlands jüngster Vergangenheit, in denen sich wohlvorbereitetes gewissermaßen zu einer gewaltigen Scene verdichtete, wie Bismarcks Mitteilung der französischen Kriegserklärung an den norddeutschen Bundestag, da statt der Antwort die Mitglieder sich erhoben und die Wacht am Rhein sangen, und so vieles andere, was an sich sehr wohl im Drama zu verwerten wäre — was soll man da noch hinzuthun? Der größte Dichter könnte die schlichte Darstellung der Wirklichkeit nicht überbieten. Unsre modernen aber könnten die großen Erinnerungen höchstens verhunzen.

Und Bismarck?

Schiller, der alte Bühnenpraktikus, wußte was er that, als er sich zum Helden seiner grandiosen Trilogie nicht eine der Nationalgrößen aussuchte, sondern den Feldherrn, dessen Bild aus wilder, verworrener Zeit nur unklar, gleichsam im Dampfe der Geschütze und im Rauche brennender Dörfer verschwimmend auf die Nachwelt überkommen war.

Das Bild des Mannes, den die Welt den Eisernen nannte, und der doch, als er dem Reichstage den Tod Kaiser Wilhelms amtlich mitteilte, nicht weiter lesen konnte, so daß während einer minutenlangen Totenstille in dem Saal, der so oft von der Stimme seines Zornes erfüllt war, kein Laut gehört wurde, als sein Schluchzen — dies Bild, wohlthuend, man möchte sagen mit künstlerischer Weisheit noch heller und plastischer hervorgehoben durch die Wut der Pfaffen und Liebknechts, muß der Bühne auf Menschenalter, auf Jahrhunderte entzogen bleiben.

Als Goethe in Italien den Tod des großen Friedrich erfuhr, schrieb er in sein Tagebuch: wie gern ist man stille, wenn ein so Großer zur Ruhe gegangen ist.

Das ist die rechte Empfindung.

Bismarcks Leben war ein so reich ausgefülltes und ausgenutztes, wie es nicht in jedem Jahrhundert einem Manne beschieden ist. Die Natur hat ihren großen Sohn behütet vor jenem lang-

samen, kümmerlichen Verfallen, das schon so manches ehrwürdige Bild vor der Nachwelt entstellt hat. Müde zwar, übersatt von Leben und Menschen, aber in großer Klarheit ist er ins Grab gesunken.

Da ist kein Raum für weinerlichen Kummer, wie wenn der gute alte Onkel Piepenbrink nun doch endlich gestorben ist. Aber auch nicht für schwungvolle Lieder, und am allerwenigsten für ein Drama.

Da giebt es nur ein echtes Gefühl; eine große Stille.

In Sack und Asche.

Ich habe noch nicht den Vorzug, das Epos von der Menschheit zu kennen, und kann mir nicht recht vorstellen, wie der Verfasser unsre gemeinschaftliche Weltgeschichte eingeteilt hat. Unter hunderttausend Versen läßt es sich meines Erachtens gar nicht machen. Dann müßten schlecht gerechnet tausend Seiten auf scheltende Propheten fallen.

Sie sterben nicht aus. Immer, wenn sichs die Welt am wenigsten vermutet, steht da auf einmal Einer in Sack und Asche und donnert über die Schlechtigkeit der Menschen. Dann

fragen sich diese verblüfft: „was Teufel, sollten wir wirklich solche Hallunken sein?", sehen einander von der Seite an und denken schließlich, die Sache möge wohl ihre Richtigkeit haben. Damit hat es dann sein Bewenden und es bleibt alles beim alten.

Leicht geht es auch dem Propheten so wie dem strengen Cato, den die Sünder, als er gerade im besten Schimpfen war, auf die Schultern hoben und Beifall jauchzend über den Markt schleppten.

Oder wenn der Prophet gar ein Künstler sein will, so werden, nach Nietzsches treffendem Ausdruck, seine Augen gläsern, weil er allzu heftig nach der Moral schielt, statt sich am farbigen Abglanze zu erfreuen.

Goethe wußte recht gut und sprach es auch wohl gelegentlich aus, wie morsch und faul es oft hinter den steinernen Wänden und schönen Spiegelfenstern der Reichen aussieht. Aber die Rolle des scheltenden Propheten überließ er den Pfaffen und Schulmeistern.

Es fiel ihm nicht ein, „ideale Forderungen" zu stellen, ihm, der doch wahrlich ein größeres Recht dazu hatte als irgend ein Andrer. Ihm war es nicht verborgen, daß man mit solchen Bußpredigten nichts bessert in der Welt. Er begnügte sich, in sich selbst ein Muster aufzu-

stellen, das des vollkommensten Menschen, den unsre Kultur hervorgebracht hat. Und damit hat er ein gut Teil mehr gethan, als je ein Bußprediger zu Wege gebracht hat.

Aber da kommt der gestrenge Ibsen in Gehrock und Cylinderhut, zeigt mit dem Rohrstocke auf die schwarze Tafel, wo er es mit Kreide aufgezeichnet hat, wie wir allesamt nichts als Schläge verdienen, räsonniert nebenbei auf Lehrer und Pfarrer, wie der Hund den Gevatter Wolf anbellt, und diktiert uns „ideale Forderungen" für zu Hause.

Unten aber im Parkett sitzt die haute finance, hört ihm kopfnickend zu und klatscht Beifall, aus Freude, daß sie versteht, wie der kluge Dichter es meint, und wenn das Stück aus ist, trinkt sie seine Gesundheit bei Austern, Sekt und dem, was ihrem Leben sonst noch not thut.

Schade, schade um ihn, um den König unter Kärrnern, um den einzigen Dramatiker, der, selber ein Mensch eigener Art, auch Persönlichkeiten zu gestalten weiß, nicht nur Dutzendmenschen wie Hauptmann, oder Phrasendrescher wie Sudermann.

Aber seine Gestalten sind voller Schrullen. Einem Manne wie dem Helden in „Wildente", der ungebildete, beschränkte, aber völlig harmlose Menschen gewaltsam vor „Konflikte" stellt, in denen sie zu Grunde gehen müssen, nicht weil die

Konflikte unlösbar sind, sondern weil sie nicht in Konflikte passen, einem solchen Manne möchte man zurufen: Was fällt Ihnen denn ein, Sie Sultan, daß Sie dies kleine, unschädliche Menschenbehagen zertrümmern — und wenns auch ein nicht ganz einwandsfreies Philisterbehagen ist? Wer sind denn Sie, daß Sie hier die höchste und strengste Gerechtigkeit vorstellen wollen? Haben Sie je die unerbittliche Härte des Lebens am eigenen Leibe gespürt, da, wo sie zur Hölle wird, zur Hoffnungslosigkeit? Schwerlich. Sie würden sich sonst wohl hüten, „ideale Forderungen" an Leute zu stellen, die ohnehin dieser Härte des Lebens nicht gewachsen sind.

Sie haben sich ja inzwischen stärkere Gegner gesucht. Und nachdem Sie nun wohl selbst gefunden haben, daß Ihre Waffen an diesen wirkungslos abgleiten, sollten Sie endlich Ihre wahre Aufgabe erkennen, nämlich die Welt zu betrachten und zu begreifen, nicht aber sie zu korrigieren.

Zu einer solchen Umwandlung ist Ibsen jedoch nun wohl zu alt geworden.

Die von der ruhigen Heiterkeit.

Wenn man unsern Schriftstellern glauben darf, leben wir in einer lustigen Zeit, und sie, die

Schriftsteller, sind ihre witzigen Choretiden. Da reden sie ein langes und breites von einer etwas nebelhaften hohen Warte, wo man mit einem nicht gerade einleuchtend motivierten Lächeln auf die Welt hinunter sieht. Wildenbruch hat sich sogar zu einem „heiligen Lachen" verstiegen — der wollte auch schon dafür sorgen, daß ihm niemand den dicksten Paukenschlag streitig machen kann.

Indessen mit dem Reden allein ists nicht gethan. In Wahrheit ist nie eine Zeit so arm an Humor gewesen wie unsre.

Starb da kürzlich ein Schriftsteller, ein alter Herr, der sich in seinem langen Leben redlich bemüht und viel gutes geleistet hat. Er war auch ein wirklicher Patriot, einer jener tüchtigen, gewissenhaften, gegen sich so gut wie gegen andre strengen Altpreußen, die ihren Patriotismus nicht gern bei Sekt und Hurrahrufen zur Schau tragen, aber doch bei rechter Gelegenheit sich auch einmal zu begeistern wissen. Allein die rechten Gelegenheiten sind selten, und am Ende bleiben sie wohl gar ganz aus, besonders, wenn man mit einem so scharfen Blick für die Wirklichkeit gesegnet oder geplagt ist, wie jener.

Er sah Leben und Menschen so, wie sie sind, ohne jede Illusion, und schilderte sie ohne jede Beschönigung. Da giebts nun eben leider weder

eine rosige noch eine bunte Welt, sondern nichts anders als aschgrau.

Natürlich lag ihm das humoristische gar nicht. Was wunder, wenn ihn nach seinem Tode unsre Sinnigen als einen Ausbund von Humor priesen, damit sie bei dieser Gelegenheit ihre profunde Weisheit über das Wesen echten Humors an den Mann bringen konnten.

Der Schriftsteller malt zum Beispiel den Lebenslauf einer Familie von altem Adel mit winzig kleinem Geldbeutel. Mit unbestechlicher Offenheit deckt er den elenden Kampf um den Pfennig auf, den jedes Mitglied der Familie früh und spät durchficht, die Ansprüche, die sie ans Leben stellen, und die Wichtigkeit, die sie sich beilegen, während dies ungerechte Leben ihre Ansprüche unter den Tisch fallen läßt und sie alle miteinander kaum wichtiger nimmt, als einen pensionierten Laternenanstecker. —

Wir ungebildeten haben, wenn wir uns durch einen solchen Roman durchgelesen haben, die Empfindung eines trostlosen grau in grau.

Aber wir sind eben weit hinter der Mode zurück.

Der Gegensatz der wirklichen Unwichtigkeit und der eingebildeten oder doch beanspruchten Wichtigkeit, der für die Menschen typisch ist, wird heute unter der Aufschrift „Humor" geführt und

es ist sogar das allerfeinste, was man in dieser Branche haben kann, versichern die Agenten. —

Der Gegensatz ist da, ohne Zweifel. Aber ist er wirklich so ungemein humoristisch?

Schopenhauer faßt ihn so: „.... dennoch wird jedes dieser flüchtigen Gebilde, dieser schalen Einfälle, vom ganzen Willen zum Leben, in all seiner Heftigkeit, mit vielen und tiefen Schmerzen bezahlt." —

Das klingt eigentlich nicht sehr spaßhaft.

Und wirklich, es ist auch gar kein Spaß dabei.

Wer lange genug lebt, und nicht völlig vom Lichte der Erkenntnis verlassen ist, dem sagt das Leben mit unerbittlicher Klarheit: du bedeutest nicht mehr in der Welt als eine Mücke im Sonnenschein. Ob du leidest oder dich freust, zu Reichthum und Ehre kommst oder im Zuchthause endest, morgen stirbst oder nach dreißig Jahren, alles das ist der Welt völlig gleichgiltig. Trittst du ab von der Bühne, so übernimmt ein andrer deine Rolle, oder sie fällt ganz fort, ohne daß die Komödie auch nur eine Viertelsekunde unterbrochen wird. —

Dennoch spürt jeder Lebende, er sei der weiseste und der bescheidenste, eine Stimme in sich, die ihm unaufhörlich zuruft: alles kommt auf dich an, du bist das einzig wichtige in der Welt.

Und mit der klarsten Einsicht, wie unrecht die Stimme hat, bringt sie kein Sterblicher je-

mals ganz zum Schweigen, so fest er es sich auch einbilden mag, denn es ist die Stimme der Natur.

Und nicht allein das Leben, sondern auch unsre Kultur beruht auf diesem Wahn, denn er allein treibt die Menschen so rastlos vorwärts, daß „jedes dieser flüchtigen Gebilde" all seine Kraft bis auf den letzten Atem daran setzt, Mühe, Not, Anfeindung, Angst und Unbill jeder Art erduldet — um am Ende in der Welt nicht mehr bedeutet und geleistet zu haben, als eine Koralle im Ozean.

Nein wahrhaftig, so absurde sich der Einzelne in seiner eingebildeten Wichtigkeit gebärden mag, für den behaglichen Humor ist in einem Widerspruch, der ewig das Loos der Menschen bleiben wird, wenig zu holen. Er ist ein Vorwurf für den Satiriker — übrigens auch für den Tragiker, wie ihn denn kaum einer so mächtig ausgedrückt hat wie Shakespeare.

Nun aber soll heutzutage der Humorist eben behaglich sein, bei Leibe nicht satirisch.

Dennoch kann kein geistig zum Mitreden berechtigter und zugleich Wahrheit liebender Schriftsteller unsrer Zeit um jenen Gegensatz herum, denn er wird schärfer als je zuvor erkannt und tiefer empfunden. Und da keiner sich entschließt, der Tagesmode zum Trotz herbe zu sein, so giebt es nicht einen Humoristen unter den heutigen

Schriftstellern, so viele sich auch als solche haben ins Firmenregister eintragen lassen. —

Umgekehrt kann Humor daraus werden, wenn nämlich Leute von der Entdeckung überrascht werden, daß sie wichtiger sind, als sie selber geglaubt haben, wie es in Kellers Fähnlein der sieben Aufrechten geschieht, und vielfach bei Fritz Reuter. — Abgesehen nun aber von der Streitfrage, ob jener Gegensatz humoristisch behandelt werden darf, hat dieser hochfeine und hochmoderne Humor — und das ist für uns der Humor dabei — einen Vorzug vor allem voraus, was man früher als Humor gelten ließ: es kann ihn jeder lernen.

Man lese nur diese modernen Kritiker, wenn sie einen ihrer Humoristen herausloben wollen. Da heißt es, daß er das Leben mit jenem Humor betrachtet, der aus einer überlegenen Weltanschauung, einer milden Resignation, oder dergleichen hervorgeht. Aber keinem fällt es ein, zu fragen, ob der Humorist denn auch das hinzuthun kann, was doch immer die erste Voraussetzung alles und jedes Humors ist: den angeborenen Witz.

Schopenhauer ist daran schuld. Er zuerst hat jene höhere Art des Witzes ästhetisch festgelegt, wo die bloße Komik sich in den Humor veredelt. Freilich, etwas anders als es jetzt Mode ist, läuft seine Definition aus. Aber ganz kann man ihn

von der Verantwortung für unſre neueſte humoriſtiſche Litteratur doch nicht freiſprechen, denn er hat den Fehler begangen, nicht ausdrücklich zu betonen, daß bei der höchſten Veredelung und der ſubtilſten Verfeinerung die erſte Vorausſetzung für den Humor doch immer der angeborene Witz bleiben wird. Er ließ das fort, weil er glaubte, es verſtehe ſich von ſelbſt, und jeder würde es ohne weiteres hinzuſetzen.

Er hat ſein Publikum immer noch überſchätzt, und nun haben wir die Beſcheerung.

Auch dies iſt ein Teil des demokratiſchen Zuges in der „Moderne.“ Jeder kann ſich ſeinen Beruf nach Belieben wählen. Man braucht z. B. nur dem harten und arbeitsvollen Leben der andern mit Seelenbehagen zuzugucken, ſich zum Bunde derer von der ruhigen Heiterkeit zu bekennen, und wenn einer an dieſem Zuckerwaſſergelage nicht teilnehmen mag, die Hände über dem Bauch zu falten und zu ſagen: der hat ſich noch nicht zur befreienden Weltanſchauung emporgeſchwungen — und man darf ſich ohne weitere Prüfung Herr Humoriſt nennen laſſen.

Dieſe Art von Leiſetreterei, die vom Humoriſten immer nur Milde, Milde und Sanftmut verlangt, zeigt ſich noch in der Beurteilung jener derberen Art des Humors, den unſre Kritiker für

untergeordnet halten, während die Nachwelt ihn ſicherlich dem Himbeerbrei derer von der befreienden Weltanſchauung, den ſie ſich ja, wenn ſie Verlangen danach trägt, jeder Zeit ſelber bereiten kann, bei weitem vorziehen wird. Oberländer, der gemütliche Münchener, der immer gleich gut aufgelegte Kamerad von der Bierbank, in deſſen Welt eitel Vergnügen und Biederſinn herrſchen, gilt im Vergleiche mit Wilhelm Buſch als der beſſere Humoriſt. Natürlich: Buſch verſteckt hinter ſeiner tollen Ausgelaſſenheit einen tiefen Peſſimismus und eine bittere Menſchenverachtung. Daß er in ſeinem Bereiche geradezu ein Genie iſt, während Oberländer, ſo gern man ſich gelegentlich von ihm ins Lachen bringen läßt, doch ſicherlich noch von keinem für ein Genie gehalten iſt, das verſchlägt der heutigen Kunſtanſchauung nichts: Richtung will ſie ſehen, brave Soldaten, aber nicht Leute, die ihren eigenen Weg gehen, und beſonders nicht, wenn ſie auf dieſem Wege weiter kommen, als die in der Richtung marſchierenden. Das kann man ja auch im Grunde keinem verdenken. —

Daß Buſch trotz Schärfe und Herbheit ſo populär geworden iſt, kommt daher, daß ſeine Ausgelaſſenheit ihn thatſächlich mindeſtens neunundneunzig unter hundert Leſern verbirgt. Wie mancher z. B., der auf ſeine marktgängige Tugend

erheblichen Wert legt, mag die schöne Sentenz des Onkels Nolte

„Das gute, dieser Satz steht fest,
Ist stets das böse, was man läßt,"

beifällig lächelnd gelesen haben, ohne auch nur zu ahnen, wie grimmig da seiner eigenen Philistermoral mitgespielt wird.

Auch hat Busch eine Eigenheit, die ihm den Erfolg verbürgt: er bringt von Zeit zu Zeit eine Zote.

Uebrigens ist das einem witzigen Manne durchaus erlaubt; hier soll nichts weniger als puritanische Sauertöpfigkeit gepriesen werden. Aber es hat allerdings etwas deprimierendes, wenn, wie man es oft genug erlebt, in einer Gesellschaft gebildeter Herren Stunden lang ohne Unterbrechung jene gewaltsam erfundenen Anekdoten mit zotiger Spitze erzählt werden, von denen allenfalls jede fünfundzwanzigste witzig genannt werden kann; aber die eine wird nicht beifälliger aufgenommen als die allerdümmste, wenn diese nur saftig genug ist. Das Freudengejauchze gilt eben nicht dem Witz, sondern der Zote als solcher, und zuletzt entscheidet die Masse: wer am Schlusse die meisten Zoten erzählt hat (nicht etwa selbst erfunden) gilt als der witzigste Gesellschafter.

Freilich, wenn sie nun heimkommen in ihre

Familie, da verlangen die Herren nach etwas recht ehrbarem und harmlosem; nicht nach scharf geschliffenen Pfeilen, aber allerdings auch nicht nach der „überlegenen Weltanschauung".

Und, wohl ihnen, die „Mappe" bringt ihre und der Hausfrau Lieblinge: vergnügte Leute, die keiner Fliege etwas zu Leide thun möchten, erzählen ihnen frisch von der Feder weg ihre Schnurren, von alten Onkeln und Tanten, die sich gar so drollig und eigenartig geben, aber wenn man sie nur recht erkennt, das beste Herz in der Welt offenbaren, oder auch wohl einmal von einer böse n Tante, oder gar Schwiegermutter — und seien wir gerecht: es giebt einzelne unter diesen Lieblingen des Publikums, denen beinahe auf jeder zwanzigsten Seite ein Witz gelingt. —

Seltsam ist es, wie sich der wirklich gute Humor von allerhand „Sensationen" durchschleppen läßt, um überhaupt gelesen zu werden; deshalb nimmt man diese Sensationen in „Jugend" und „Simplicissimus" eben in Kauf.

Großstadtluft.

Vor fünf Jahren, als Mascagni auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, habe ich die Meinung verfochten, daß er nichts großes mehr leisten würde.

Einstweilen habe ich Recht behalten, und niemand beklagt das tiefer als ich; Mascagni war das letzte Genie unsrer Epoche.

Sicherlich hat Cavelleria rusticana sehr große Fehler, aber nur solche, die man einem werdenden Genie verzeiht; Mascagni verrät da niemals Mangel, weder an Eigenart, noch an Kraft, noch an Einfällen. Durch die vielen Geschmacklosigkeiten und Rohheiten weht uns doch immer wieder die heiße Glut süditalischer Volksleidenschaft an und erregt jenes selbstvergessende Mitfühlen, das sich nur ein Genie erzwingt.

Aber er verließ seinen Winkel, wo er der ihm so verständlichen Stimme seines Volkes lauschte.

Die Zeitungen meldeten mit gebührender Bewunderung die hochinteressante Thatsache, daß der Meister — das wird man heute rasch — ein wirklich hervorragender Billardspieler geworden war und über eine vielleicht einzig dastehende Sammlung bunter Kravatten verfügte.

Großstadtluft umwehte ihn, jene Luft, in der kein starkes und echtes Gefühl gedeiht. Wir wollen abwarten, wie viel von seiner ursprünglichen Kraft in seiner Operntrilogie „Wallenstein" zu spüren sein wird. Umfangreich genug wird sie ja wohl sein, um förmliche Massen von Gefühl hineinzuthun, sogar von ganz „Differenziertem".

Seinem Rivalen Leoncavallo, als geschicktem Handwerker und klugem Spekulanten, kann diese Großstadtluft natürlich nur nützlich sein.

Die einzige Rettung für Mascagni wäre noch, daß er seinen Wohnsitz nach Berlin verlegte, diesem weißen Sperling unter den Großstädten, dieser Hochburg des echten und starken Gefühls, wo ihn eine unabsehbare Masse redlich strebender Apollopriester zu den reinen Quellen der Natur zurückgeleiten würde.

Höhenluft und Sumpfdünste.

Wenn das jäh emporgeflammte und erloschene Licht aus dem Süden für die Musik die Ahnung erregt, daß die Nacht doch vielleicht noch einmal wieder von großen Gestirnen verscheucht wird — wie stehts denn mit der Litteratur? Mehr Goethe! Was soll das am Ende heißen? Sollen die Schriftsteller den Faust fortführen, bis zum zehntausendsten Teil?

Beispiele zeigen mehr, als jede Theorie. Ich nenne keinen Lebenden. Gewiß, es giebt ihrer viele — unter den „Alten" versteht sich —, die den Irrweg von Goetheſcher Natur abwärts in den Staub und die Moschusdünste Berlins nicht mitgegangen sind.

Aber abgesehen von der Frage, ob es gerecht wäre, einen herauszugreifen, wüßte ich auch keinen, dem sich anzuschließen ohne Gefahr wäre — aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind.

Aber ich nenne einen Meister, der noch nicht so sehr lange tot ist, der sich unmittelbar an Goethe herangebildet hat, und den über die Achsel anzusehen sich selbst die „Moderne" nicht recht getraut: er hieß Gottfried Keller.

Und wunderbar: bei diesem bis jetzt einzigen modernen Schriftsteller, dessen Leben zu studieren ernsthafte Männer für der Mühe wert halten, ist von allen jenen gepriesenen Delikatessen gar nichts zu holen: keine zartesten Sensationen, keine neuesten Reize und gar keine differenzierten Empfindungen.

Ihm sollten wir uns anzuschließen suchen. Wer das erreichte, wem ein Roman von dem Reichtum, und zugleich der Schlichtheit und innern Redlichkeit des „Grünen Heinrich" gelänge — nein, keinen Selbstbetrug. Ein solcher Roman fände heute erst nach langem Suchen einen Verleger, und dieser machte schlechte Geschäfte.

Schon die Sprache würde abstoßen; ein verständiger, geschmackvoller und schlichter Stil würde für die Sprechweise eines Originals aus bäurischem Stande gehalten werden, dem der schnurrige

Einfall gekommen wäre, ſein unbeholfenes Geſtammel drucken zu laſſen.

Und der Inhalt?

Eben während ich dies ſchreibe, erſcheint wieder ein Roman, der geradezu typiſch dafür iſt, welche Sorte heutzutage den Erfolg für ſich hat.

„Ernſt Huttens Werbung" iſt der Titel. Der Roman umfaßt etwa vier ſtarke Druckſeiten, er iſt von jener anſpruchsvollen Kürze, wie es ſich Leute erlauben können, die uns ſehr viel zu ſagen haben. Man höre auch nur:

Wir treffen Ernſt, einen müden Greis von 23 Jahren, in einer hochmodernen Abendgeſellſchaft. Er ſetzt ſich und ſein bleicher Kopf — durch einen ſolchen zeichnet ſich ſchon der edle Polengraf in Hauffs „Mann im Monde" aus — verſchwindet hinter dem Poſtament einer Statue.

Seine Lebensanſchauung iſt düſter, aber voller Weisheit und Tiefe: „Ich bin ich und du biſt du."

Indeſſen wir können uns nachgerade denken, was der Moderne ſich bei dieſem Orakelſpruche denkt. Er hält auch nicht weiter damit hinter dem Berge.

Zufällig ſind gerade nicht mehr als drei junge Frauen im Saal anweſend, die Ernſt geliebt hat. Eine von ihnen nennt er bei ſich „hübſch aber kalt — und doch verliebt, wenn ſie bei ihm war." Er hat alſo nicht ohne Erhörung geliebt, was

sich ja eigentlich von selbst versteht. Aber er mag diese Leute nicht mehr, weil er sie zu gut kennt. Er geht verdrossen nach Hause, indem er vor sich hinschimpft „Bande!" — womit er nach allem nicht Unrecht hat, vorausgesetzt, daß er sich selbst nicht etwa ausnimmt.

Draußen auf der Straße erinnert er sich an eine Jugendnacht vor 2 Jahren. Damals konnte er noch lieben und machte Verse, die er jetzt ironisiert. Er hat auch darin Recht, denn seine Poesie ist ein eitles Zurschautragen seiner widerstreitenden Gefühle, seiner „zwei Seelen", nämlich der sentimentalen und der witzelnden, die sich in so manchem Handlungslehrling vereint finden.

Aber *wie* ironisiert er sich! „O Gottogottogott!" „Es war zum Kugeln."

Er beabsichtigt nun, um eine junge Dame zu werben, die er als Student geliebt hat; sie arbeitet bei Gerson. Allein wie er mit ihr gesprochen hat, gefällt sie ihm auch nicht mehr. „Er machte Kehrt und zog nach Hause", schließt die Geschichte, gewiß einfach und doch ergreifend. —

Der Roman erschien, wie manche andre, mit denen wir uns hier beschäftigen mußten, in einem Wochenblatt von vornehmer Ausstattung, und es wird auch in Kreisen gelesen, deren Geschmack jetzt maßgebend ist, weil die Kunst nun einmal nach Brot geht.

Dasselbe Blatt kündigte vor einigen Monaten als Einladung zum Abonnieren einen von einer Dame geschriebenen Roman an — einen sensationellen, versteht sich. Die Sensation sollte darin bestehen (ich weiß nicht, ob der Roman jetzt erschienen ist), daß die Verfasserin mit unerhörter Offenheit die verborgensten Tiefen des weiblichen Geschlechtslebens bloß legen würde — welche Finanzieruug des Geschlechts auch wohl gewinnbringender ist, als die bis jetzt bekannte, die der öffentlichen Schande überliefert.

Die Leute, denen solche Prima-Ware angeboten wird, müssen doch im Grunde höchst unvornehme Naturen sein; und das sind sie auch wirklich.

Jenes Blatt und seine Verwandten hießen passend: Litteratur für das Israelitische Berlin, oder, da Israelitisch hier am Ende doch nur epitheton ornans ist, schlichtweg: für die Berliner.

Nun ist aber die erste Bedingung für eine Gesundung und Veredelung der Litteratur ein wahrhaft vornehmes Publikum.

Wo müssen wir es suchen, wenn es überhaupt irgendwo zu finden ist?

Ruf ins ungewisse.

Es giebt Stimmungen, die sich nur in Gleichnissen beschreiben lassen.

Ein Spaziergang ins freie Feld an einem wolkenfreien Oktobermorgen. Wald und Hügel am Horizont in zarten, bläulichen Nebel gehüllt, weiter als sonst in die Ferne gerückt, scharf umrissen freilich, aber fremd, wie einem Erdteil angehörend, in dem noch immer der längst entflohene Sommer webt.

In solcher Stimmung erscheint uns wohl unsre eigene, sonst so sehr reale Gegenwart wie eine ferne Vergangenheit.

Da tauchen denn natürlich die Spitzen aus dem Nebel: Federbüsche, Ritterhelme, Gala-Degen, Hof- und Jagduniformen, Kostümbälle und Fackeltänze; ein lustiges Bilderbuch statt der trockenen Zeitungsberichte.

Diese niedliche bunte Welt bedeutet vielleicht nur die Hülle für sehr viel Gediegenheit und Tüchtigkeit. Allein der gravitätische Ernst und das wichtige Zeremoniell haben doch ein schwer auszusprechendes Etwas gemeinsam mit dem Einzuge der Gäste auf der Wartburg in einer Tannhäuseraufführung, wo wir das Theaterpersonal allzugenau kennen. Und wenn nun gar hier und

da ein falscher Bart sich lockert, anonyme Briefschreiberei und dergleichen bekannt wird — —

Aber wir nehmen sogleich innerlich Partei für unsre Masken, wenn die rauhen Bässe der Unentwegten und die Fistelstimmen ihrer Schützlinge von der Börse den Chor anstimmen: o wie schlecht sind die vom Hofe und wie gut sind wir von der Demokratie!

Unser Bilderbuch ist uns viel lieber, als der Anblick der gepriesenen „Mehrheit", wie sie, nachgerade in allen modernen Republiken der schonenden Hülle beraubt, in ihrer ganzen unschönen Nacktheit dasteht.

Wir haben auch mehr als genug vom „freien Spiel der Kräfte" und der segensreichen Wirkung der „Auslese".

Sehen wir uns nur die Leute an, die im modernen Daseinskampfe immer ausschließlicher obenauf gelangen!

„Alle haben heute schlaue Augen" sagte Nietzsche mißmutig. „Und sehr viele haben dabei schwache Schienbeine"' hätte er hinzusetzen können. —

Schwache Schienbeine haben ja nun freilich die Sporthemdmänner jenseits des Kanals nicht, die unsre Unentwegten uns als kaum je zu erreichende Idealgestalten vorweisen. Aber wir bedanken uns doch für dies Vorbild. Viel zu

stark ist schon jetzt die Einwirkung der beefeaters auf die Formen unsrer Gesellschaft. —

Wir sind geneigt, unsre Vorfahren, die vor 2 bis 3 Jahrhunderten gelebt haben, für gesunde und tüchtige Leute zu halten, aber doch im Vergleiche mit uns für nicht viel mehr als Barbaren. Indessen kann einem nachdenklich zu Sinne werden, wenn man die von Velasquez und van Dyk (wenn auch wohl veredelt, so doch nicht frei erfunden) uns überlieferten Gesichter mit denen unsrer heutigen ersten Gesellschaft vergleicht — von der französischen Aristokratie der letzten 150 Jahre vor der Revolution ganz zu schweigen.

Wie kommt das? Was hat überhaupt eine erste Gesellschaft als solche zu leisten?

Ueber Genußsucht, Verschwendung, Frivolität in diesen Kreisen zu donnern, überlassen wir den Neidischen und den Philistern. Nur zweierlei muß die erste Gesellschaft bewahren: viel Grazie und Geschmack, und ein bissel Geist. Das hat sie früher auch gethan. Aber heute?

Die Mode, deren tollste Launen man hingehen läßt, da ihre einzige, aber auch Tod-Sünde Geschmacklosigkeit heißt, macht aus dem Manne hier einen formlosen Mehlsack, dort einen König Nußknacker, dem die Straßenjugend huldigend zujauchzt, wenn er sich außerhalb einer Großstadt betreffen läßt; aus dem Weibe bald eine auf-

gespannte Raupe, bald eine groteske Ungestalt, eine turmartige Anhäufung von Filz, Federn, Sammt und was weiß ich, das Haupt gekrönt mit dem Kopfputze eines Maorihäuptlings in vollem Kriegsschmuck.

Der Sport, bei den Griechen der Erzeuger höchster Körperschönheit, auch bei uns in früheren Zeiten wenigstens Former jener Schönheitsabart, für die es nur das Fremdwort Eleganz giebt, ist nun, unter der Hegemonie der Footballmänner aus dem Lande der high church zu einem wüsten Akrobatentum erniedrigt.

Die gewaltsamen, verzerrten Bewegungen dieses entarteten Sports überträgt die Mode auf die Umgangsformen, schließt sich auch der herrschenden Reglementierfucht voll Eifers an, indem sie z. B. die Bewegung des Grußes bis auf den Millimeter vorschreibt, damit nur ja keinem so viel Freiheit erlaubt sei, daß er die andern durch Grazie ärgern könnte.

Geist — — — — — —?

Beobachtet man nun ferner, wie sie in diesen Kreisen einander für die Ehe suchen, nämlich nicht nach Schönheit, Anmut, Liebenswürdigkeit, oder doch zur Erhaltung einer herrschenden Rasse, sondern fast einzig aus Geldinteressen; so denkt man mit Grausen daran, wie ein jetzt schon allzuhäufig gesehener Typus immer mehr herrschen

wird: niedere Stirnen, vornübergebeugte Nacken, schleudernde Armbewegungen — — ein Zukunftsbild, das man sich lieber nicht gar zu deutlich ausmalt. —

Es ist kein Zweifel: dies ist das vornehme Publikum nicht, das der Litteratur not thut. Die Zeiten sind vorbei, wo die Künstler sich um ihre Förderung an eine geschlossene erste Gesellschaft wenden durften und mußten.

Wer heute nach einem vornehmen Publikum sucht, der ist in einer schlimmen Lage. Er ist darauf angewiesen, sein Wort in die Welt gehen zu lassen und dem Zufall anheimzustellen, ob es in die richtigen Ohren fällt. Er darf es nicht mit lautem „Hört hört" hinausbrüllen, denn vornehme Leute lieben das nicht, das Wort Sensation bereitet ihnen eine widrige Empfindung.

Er darf es nicht versuchen, die Aufmerksamkeit durch kühne Bereicherungen der Schriftsprache mit Wörtern wie „blubbern" auf sich ziehen zu wollen, denn vornehmen Leuten ist eine so ordinäre Behandlung der deutschen Sprache ein crimen laesae majestatis; sie empfinden Ehrfurcht vor dieser Sprache, in der Walther von der Vogelweide, Luther, Goethe, Schopenhauer zu uns geredet haben.

Er muß es ferner im Gefühl haben, daß die

ſich bekanntlich bei jeder Gelegenheit vornehm nennenden Uebermenſchen die echten Plebejer ſind.

Er muß ſich überhaupt wohl hüten, ſich allzu „wunderbar zu erdreiſten", denn vornehme Leute ſchätzen wahrlich nicht das moderne als ſolches, ſondern laſſen im Gegenteil das allerneueſte ſehr ſkeptiſch an ſich heran kommen.

Er darf endlich nicht mit überladenem Putzwerk, unechtem Theatergold kommen, aber auch nicht etwa glauben, mit Armut und Dürftigkeit etwas zu erreichen, denn vornehme Leute ſchätzen ſoliden Reichtum.

Aeußerlich zu erkennen ſind ſie nicht, dieſe vornehmen Leute, und ſie werden auch allgemein gar nicht für vornehm gehalten.

Sie finden ſich in allen Ständen. Sicherlich auch unter jenen erſten Zehntauſend. Aber da wohl am wenigſten, und am meiſten da, wo ſie niemand ſucht: Unbekannte, mühſelig aber ergeben ſich durch die Welt ſchlagende Künſtler; Gymnaſiallehrer in weltentlegenen Provinzialſtädten; Beamte, die zu nichts beſonderem gekommen ſind, weil ſie es vorgezogen haben, ihre Mußeſtunden mit brotloſen Beſchäftigungen auszufüllen, ſtatt ihre ganze Kraft auf Beförderung zu richten, und ſonſt einſame Menſchen, hier und da wohl auch ſo ein Einſamer in einer Großſtadt.

An dieſe Leute iſt auch mein Ruf „Mehr

Goethe" gerichtet. Ich muß es dem launischen Winde überlassen, ob er ihnen die leichten Blätter zuweht.

Zukunftsmusik.

„Wenn es Dreyfus nicht freispricht, wird Frankreich aus der Liste der civilisierten Völker gestrichen", hört man die Bierbankphilister mit lächerlichem Pathos verkünden.

Ich weiß nicht, wie sie sich diese Streichung vorstellen. Schade, daß der Friedenskongreß den Haag schon verlassen hat, er hätte sich so schön zu der feierlichen Handlung geeignet. —

Nein, ihr Weisen, an einem Prozesse hängt die Stellung eines alten Kulturvolkes in der Welt nun doch nicht. Als im Jahre 1791 der siegreiche Pöbel sich endlich einmal so recht gehen lassen durfte, und seiner innersten Natur gemäß jeden abschlachtete, von dem er mit der instinktiven Sicherheit eines Bluthundes witterte, daß er aus edlerem Stoffe geformt war, als er, der süße Pöbel selber, da war Frankreichs Schicksal entschieden, und aller Glanz der Folgezeit beleuchtet nur um so greller den unvermeidlichen Zusammenbruch. Zwar hat es, und das ist ein Beweis für die bewunderungswürdige geistige

Höhe dieses Volkes, noch einmal die Führung in der Litteratur an sich genommen.

Aber es wird von uns Deutschen abhängen, ob es diese Führung behalten wird. Wenn wir uns auf uns selbst besinnen, wenn wir den internationalen Plunder der letzten dreißig Jahre zum Teufel fahren lassen, dann werden wir unsrer großen litterarischen Vergangenheit auch wieder würdiger werden.

Noch freilich gilt es in der Litteratur als eine Ehre, international zu sein — Europäische Berühmtheit nennt mans.

Viele Jahrzehnte hindurch wurde Goethe als der einzige unter den deutschen Schriftstellern angesehen, den man als Europäische Berühmtheit bezeichnen konnte. Heute stößt man allenthalben auf solche Berühmtheiten, deren Namen freilich auch zahlreichen gebildeten Leuten völlig unbekannt sind. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Europäischen Berühmtheit Goethes und der „Moderne".

Goethe konnte seinen Faust nur in deutscher Sprache dichten, und alle Uebersetzungen sind nichts weiter, als eben Uebersetzungen. Herr Sudermann dagegen könnte seine Theaterstücke in jeder Kultursprache anfertigen, die er etwa beherrschte, und wenn man sie z. B. ins französische übersetzt, nun, so ist es eben ein fran-

zösisches Theaterstück, und spricht die breite Menge drüben genau so traulich an, wie hier. Die „versunkene Glocke" müßte sogar von Rechts wegen in altfranzösischer Mundart geschrieben sein.

Nun liegt aber irgend ein Wettkampf mit den Franzosen einstweilen fern. Sie sind ja von den Engländern verdrängt.

Und wirklich, der Kampf um die Hegemonie mit diesen lohnt sich. Ein Grauen überschleicht uns, wenn wir uns eine Welt ausmalen, in der die beefeaters allmächtig wären.

Es ist eine groteske Scene in der menschlichen Tragikomödie, wie heute allenthalben der Fall Dreyfus behandelt wird, als würde in Rennes um die europäische Kultur prozessiert, während man die grauenvollsten Zeichen der Zeit kaum der Besprechung wert hält.

Folterungen! — Dies eine Wort eröffnet den Anblick einer Verrohung, wie man sie vor wenigen Jahren unmöglich gehalten hätte; und den Ausblick in eine Zukunft, in der es nicht ganz so idyllisch zugeht, wie Frau von Suttner es gerne möchte: Rückfall in völlige Barbarei.

Aber freilich, die Kinder der high church haben in ihren Kolonien die gute alte Institution „Folter" niemals ganz in Verlust geraten lassen. —

Die Niedermetzelung ferner der armenischen Männer, Frauen und Kinder ist, die Armenier

mögen noch so gräuliche Spitzbuben sein, ein Ereignis, das auch dem hartgesottensten Optimisten einen Weheruf über diese beste der Welten entreißen könnte.

Versteht sich: der Elefant kann nichts dafür, und John Bull, der den Verlauf der Dinge ein wenig anders gewünscht hätte, drückt sich den Cylinderhut auf den von der Idee der Humanität ganz ausgefüllten Schädel und geht in die Kirche.

Und wenn wir die Brutalität und die Hinterlist Albions, die ja wohl heutzutage kein Mensch mehr ableugnet, er sei denn ein Unentwegter, als Schattenseiten eines durchaus männlichen Volkscharakters und als Achillesferse einer unbestreitbar großartigen Kolonialverwaltung in Kauf nehmen wollen, eines wird John Bull, wenn er bei Laune ist, schmunzelnd selber zugeben: die Grazien, dies leichte Volk der Lüfte, dessen Kurs auf der Weltbörse so unsicher ist und im Grunde immer unter pari bleibt, gehen ihn nichts an.

Und nun erhebt sich die Frage: was hat denn Deutschland da zu bieten? Wenn der Siegesmarsch der Deutschen, friedlich und, wie es denn doch einmal nicht anders sein wird, auch kriegerisch unaufhaltsam vordringt, welche Kultur werden wir verbreiten?

Viele werden sagen: Das kann uns wenig kümmern. Erobern wir die Welt in Frieden und

Krieg, und laſſen wir die Beſiegten ſich darüber unterhalten, ob das einen Segen für die Menſchheit bedeutet oder einen Rückſchritt. —

Ja, ſo ähnlich dachte Dſchingis-Khan wohl auch. Aber die Weltgeſchichte urteilt ein wenig anders. Schwerlich würde die Geſchichte der Römer noch nach rund zwei Jahrtauſenden in den Schulen gelehrt, wenn ſie nur die Welt erobert, und ſie noch ſo gut verwaltet hätten: als Verbreiter griechiſcher Kultur preiſt ſie die Weltgeſchichte.

Wir Deutſchen haben da einen unendlichen Vorzug: wir ſind nicht auf fremde Güter angewieſen, wir haben unſre eigene Kultur zu verbreiten.

Freilich darf es ſo nicht weiter gehen.

Die Wiſſenſchaft iſt ja längſt international geworden. Und wenn unſre Künſtler, in erſter Reihe unſre Schriftſteller, nicht aufhören, international zu ſein, ſo wüßte ich nicht, welche eigenen uns von den andern Kulturvölkern unterſcheidenden Güter wir zu verbreiten hätten. Im Gegenteil: das, was wir während der letzten dreißig Jahre den Franzoſen nachgemacht haben, das haben dieſe, und nicht nur ſie, ſondern auch die Ruſſen und die Italiener, ſehr viel beſſer gemacht als wir.

Gottfried Keller hat uns gezeigt, daß ein Weg zur höchſten Blüte deutſcher Kultur, zu Goethe, zurückführt.

Ob wir ihm folgen, oder nach neuen Wegen ſuchen, nur vergeſſen wir niemals, wo der deutſche Genius ſein höchſtes geleiſtet hat, und wo er für alle Zukunft neue Befruchtung holen kann.

So ſind wir national im rechten Sinne, nicht, indem wir uns gebärden, als hätte Deutſchland nichts koſtbares auf der Welt zu hüten, als blonde Haare und blaue Augen, und nichts weiter zu thun, als Waren abzuſetzen, oder drein zu ſchlagen.

Mehr als die meiſten unter uns ahnen, dringt dieſer öde Geiſt vorwärts; ganz beſonders auf die Schulen hat er es abgeſehen.

Möge es nicht dahin kommen, daß dereinſt die letzte, klaſſiſche Bildungsanſtalt vom Erdboden verſchwunden ſein wird; daß dann in den einzig noch vorhandenen Kaufmanns- und Soldatenſchulen verächtlich jener unpraktiſchen Vergangenheit gedacht wird: Seht, ſo herrlich weit haben wir es gebracht, wir, die man einſt das Volk der Dichter und Denker geſchimpft hat!

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Den Lesern dieses Buches sei zum Abonnement empfohlen die mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts erscheinende Halbmonatsschrift:

Heimat

Deutsche Blätter für Kunst und Volkstum

Ein Bote für deutsche Litteratur

herausgegeben von

Fritz Lienhard.

Bezugspreis pro Vierteljahr Mk. 2.—
Einzelpreis pro Heft 40 Pf.

Die Tendenzen dieser Zeitschrift decken sich fast vollständig mit dem Inhalt von „Mehr Goethe". Auch wird bereits im ersten Hefte eine größere Arbeit von

Rudolf Huch:

Teufelslist

Eine Geschichte aus alter Zeit.

zur Veröffentlichung kommen.

Man wolle jedenfalls bei seinem Buchhändler oder beim Verlage von Georg Heinrich Meyer in Berlin SW. ein Ansichtsheft verlangen.

Bei Georg Heinrich Meyer in Berlin SW. und Leipzig erschienen und sind in allen Buchhandlungen erhältlich:

Adolf Pichler's
Tiroler Geschichten und Wanderungen
5 Bände

Gesamtpreis: geh. M. 15.—, geb. M. 20.—

Inhalt und Einzelpreis der Bände

Allerlei Geschichten aus Tirol. Dritte und vierte Auflage geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Zweite Auflage geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Kreuz und quer. Gesammelte Streifzüge. geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage. geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Adolf Pichler's dichterische Werke
5 Bände

geb. in Karton gelegt M. 12.—.

Inhalt und Einzelpreise:

Hymnen. Dritte Auflage. geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.
In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. Zweite Aufl. geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Die Tarquinier. Trauerspiel in 5 Akten. 2. Auflage. geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage. geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

In Einzelausgaben erschienen ferner:

Der Anderl und 's Resei. Ein Faschingsschwank in Schnadahüpfeln geb. 50 Pf.
Der Einsiedler. Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen. geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Aus den Hunderten glänzender Besprechungen, die Adolf Pichler's Werke in den letzten Jahren gefunden haben, können hier Raummangels wegen nur einige wenige zum Abdruck kommen, die Zeugnis ablegen, wie die Blätter aller Parteirichtungen in der Schätzung und Würdigung des litterarischen Altmeisters Deutsch-Österreichs eins sind.

Wenn einmal die Zeit Auslese gehalten hat und die Frage auftaucht, wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen, der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.

Professor Alois Brandl
in der „Deutschen Litteratur-Zeitung" Januar 1897.

Himmelhoch erhaben über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Mache lassen sich Pichlers Erzählungen nur mit den Kunstwerken des Meisters der Novelle, Gottfried Keller, vergleichen, an den Pichler mit seiner reizvollen Vereinigung von Feinheit und Schlichtheit sehr häufig erinnert. Daneben stehen freilich auch wieder namhafte Gegensätze. Wir können darauf des näheren nicht eingehen, müssen uns vielmehr darauf beschränken, es noch einmal auszusprechen, daß Adolf Pichlers Schriften zu den allerbesten gehören, wonach das gebildete deutsche Haus zu allen Zeiten greifen kann.

Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung"
vom 16. Januar 1898.

Adolf Pichler, der Nestor der deutschen Dichter in Österreich, erlebt im Verlage von Georg Heinrich Meyer in Leipzig eine wahre Auferstehung. Nacheinander treten alle seine Werke wieder zum Vorschein. Man wird außerhalb Tirols und Österreichs erst jetzt mit dieser markigen Dichterpersönlichkeit bekannt. Sie wird sich ohne Zweifel durchsetzen. Man wird in Pichler eine merkwürdige Verschmelzung von Bildung und Volkstümlichkeit, die weder Anzengruber, noch Rosegger, noch Adalbert Stifter, seine ihm auch künstlerisch verwandten Landsleute, in dieser Weise bekunden, finden; und gerade das: aus dem Volkstum in die Höhen der Bildung künstlerisch-organisch emporzuwachsen, also die alten Schäden der deutschen Litteratur für sein Teil zu überwinden, war in der That Pichlers Lebensideal.

Litterarischer Jahresbericht 1897.

Verlag von Georg Heinrich Meyer in Berlin S.W. und Leipzig.

Max Dreyer:

Drei. Drama in 3 Aufzügen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Winterſchlaf. Drama i. 3 Aufz. G. M. 2.—, g. M. 3.—.

In Behandlung. Komödie in 3 Aufzügen.
Vierte Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Eine. Hiſtoriſcher Schwank in 2 Aufzügen.
Zweite Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Liebesträume. Komödie in 1 Akt. Geh. M. 1.—.

Unter blonden Beſtien. Komödie in 1 Akt.
Geh. M. 1.—.
Beide in einen Band geb. M. 3.—.

Hans. Drama in 3 Aufzügen.
Dritte Auflage, geh. M. 2.—, geb. 3.—.

Großmama. Ein Junggeſellenſchwank in 4 Aufzügen.
Zweite Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Der Probekandidat. Ein Drama in 4 Aufzügen.
Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Lautes und Leiſes. Ein Geſchichtenbuch.
Drittes Tauſend, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Über das Geſchichtenbuch „Lautes und Leiſes" ſchreibt die „Bonner Zeitung" unterm 8. Oktober: „Max Dreyer iſt der erſte Landsmann und Kollege Fritz Reuters, der deſſen unverwüſtliche Lebenskraft wieder hervorbringt, der ſo urwüchſige plaſtiſche Geſtalten wieder aus dem Mecklenburger Boden hervorwachſen läßt, junge und alte, Kinder und Greiſe, ſo freiäugig, ſo rotbackig, ſo muskulös und urgeſund in Herz und Gemüt. — Er iſt in unſeren Tagen mit ihrer müden, angekränkelten Dichtung, mit kranker Hyperromantik und Myſtik und den letzten Reſten eines wurmſtichigen Naturalismus eine nicht freudig genug zu begrüßende Erſcheinung, der Dichter der Geſundheit, Urkraft und Jugendfriſche, der Dichter des klaren Auges und der roten Backen."

Dieterich'ſche Verlagsbuchhandlung,
Theodor Weicher, Leipzig.
gegründet im Jahre 1760 in Göttingen.

Nach den bisher eingegangenen glänzenden Beſprechungen der erſten Blätter (Die „Illuſtrirte Zeitung“ z. B. brachte über das Werk einen einſeitigen illuſtrierten Bericht aus der Feder des Herrn Dr. Vogel, Leipzig) gehört zu den ſchönſten bisher aus Anlaß von Goethes 150. Geburtstage erſchienenen Werken:

Die
Ayreriſche Silhouettenſammlung

Eine Feſtgabe zu Goethes 150. Geburtstage

von

Dr. Ernſt Kroker,
Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek.

Preis in eleg. echt Pergament geb. 15 Mark.

Das Werk enthält eine kurze Geſchichte der Familie Ayrer, den Lebensgang Georg Friedrich Ayrers und eine ausführliche Beſprechung der auf 50 Tafeln abgebildeten 100 Silhouetten.

Von den abgebildeten Perſönlichkeiten ſtanden die meiſten in naher Beziehung zu Goethe. Unter ſeinen großen Zeitgenoſſen ſind Dichter wie Klopſtock, Leiſewitz, Boje, Bürger, Hölty, Claudius, Herder u. a., Pädagogen wie Baſedow, Philoſophen wie Moſes Mendelsſohn und Garve, Schauſpieler wie Eckhof, Schröder, Madame Koch u. a., Künſtler wie Oeſer und ſeine Familie, Bauſe und ſeine Familie, Schütz in Frankfurt a. M., Wille in Paris, Reynolds in London u. a. Die Silhouetten von Angehörigen der Familien Crayen, Duſour, Frege u. a. haben für Leipzig ein beſonderes Intereſſe.